

**KEREN HATHORA-FAHRT
ZU JÜDISCHEN KULTUR-
STÄTTEN DES OSTENS**

VON DR. JOSEPH CARLEBACH

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Vorwort von Dr. Leo Deutschländer	5
Programm der Studienfahrt	13
Liste der Teilnehmer	15
Die Studienfahrt des Keren Hathora	17
Von Dr. Joseph Carlebach	



V O R W O R T

Zehn Jahre sind es nunmehr, daß mit Gründung des Keren Hathora der erste Versuch einer organisatorischen Zusammenfassung vornehmlich der großen jüdischen Lehranstalten des Ostens und des heiligen Landes gemacht wurde. So groß die Idee dieser Organisation zwecks tatkräftiger Hilfeleistung auch war, konnte sie sich dennoch nicht siegreich durchsetzen. Die Not der einzelnen Jeshivoth war zu groß, um es der Zentrale zu ermöglichen, allen Lehr-

anstalten so zu helfen, daß sie sich aus vollen Kräften nur ihrem heiligen Berufe widmen könnten.

Um nun die Bedeutung der jüdischen Lehranstalten des Ostens, insbesondere der großen Jeschiwoth, ihre Wichtigkeit für das Gesamtjudentum, ins rechte Licht zu setzen, haben wir an alle Landesverwaltungen des Keren Hathora, sowie an geistig Interessierte Einladungen ergehen lassen, im Rahmen einer Studienfahrt diese Kulturstätten persönlich kennen zu lernen. Das eigene Erlebnis sollte die Freunde unserer Arbeit zu noch erhöhter Tätigkeit anspornen, die eigenen Eindrücke sollten ihnen klar machen, wie unwürdig und unmöglich der Zustand sei, daß in so vielen Fällen der Kosch Jeschiwah, also der Rektor einer jüdischen Hochschule, gleichzeitig die Geldaufbringung für den Bestand seiner Anstalt zu besorgen habe.

Weiters leitete uns das Gefühl der Scham, daß weiteste jüdische Kreise, wenn eine Reise zur Bereicherung des Wissens zu den Kulturstätten anderer Länder erwogen wird, mit größter Selbstverständlichkeit Italien oder Griechenland ins Auge fassen, aber in beispielloser nationaler Selbstentwürdigung an den großen alten jüdischen Bildungsstätten vorbeigehen.

Um darum ein Gesamtbild des geistigen und wirtschaftlichen Lebens der jüdischen Massen des Ostens zu geben, durfte sich diese Studienfahrt natürlich nicht auf einen Besuch der Jeschiwoth beschränken. Bei einer weiteren Ueberschau zeigte sich nun wohl manches

Niederdrückende, Elend und Not des Gokus, aber auch vieles Große und soviel Wertvolles, daß es Bewunderung für den ungebrochenen Erhaltungswillen der jüdischen Massen jener Länder erzwingt, denen die Reise galt: Slowakei, Polen, Litauen.

Als eine Notwendigkeit erschien es überdies, neben den Jeschiwoth, denen gegenüber der Keren Hathora nur den Spender und Helfer darstellt, den Besuchern auch jenes Werk vorzuführen, in dem der Keren Hathora als selbständiger Schöpfer auftritt: Das Mädchenschulwerk Beth Jakob.

Unsere Pilgerfahrt in die Länder der Thora begann in Wien. Sie führte uns zunächst an die durch die Erinnerung an den Chassam Sofer geweihten Stätten, von dort nach Krakau, dem Geburtsort der Beth Jakob-Bewegung, weiter nach Lublin, wo uns ein unvergeßlicher Sabbat beschieden war, ferner über Warschau nach Norden zu der bescheidenen Klausel des Zaddik von Radin, und fand ihren erhebenden Abschluß in einem Bankett litauischer ThoraFürsten in Wilna.

Die Veröffentlichung dieses Reiseberichtes erscheint heute von besonderer Dringlichkeit. Denn infolge des Druckes, mit dem die neuauferrollte Judenfrage auf der Welt lastet, erhebt sich riesengroß die Gefahr, daß das Werk von zehn Jahren, das Werk der materiellen Sicherung der Zentren jüdischen Geistes, sowie auch das damit verbundene Werk des Aufbaues eines neuen jüdischen Mädchenschulwesens, des größten der

Judenheit — daß dieses Werk über den furchtbaren Sorgen des Augenblickes vernachlässigt wird und zusammenbricht.

Das darf nicht geschehen! Denn zur wirtschaftlichen Hebung und Rettung des bedrohten jüdischen Volkes sind viele mächtige Organisationen aufs eifrigste tätig. Aber zur geistigen Rettung der von Entwurzelung bedrohten jüdischen Jugend, zur Erhaltung des kostbarsten jüdischen Volksbesitzes besteht nur diese eine Institution: Der Keren Hathora ist das einzige Hilfswerk für die geistig-religiöse Judennot.

Als wir vor zehn Jahren unsere Arbeit begannen, wußten wir, daß ein Menschenalter nicht auslangen würde, um das Ziel zu erreichen. Aber wir gingen mutig ans Werk und ließen uns auch von Enttäuschungen nicht zurückschrecken. Die großen litauischen Jeshiwoth, siebzehn an der Zahl, wurden entschuldigt, eine Zentral-Jeshiwa in Lublin wurde errichtet, Subventionen, freilich zu seltene und geringe, wurden den großen und kleinen Anstalten gepöhrt: 400.000 Dollar waren es insgesamt, die zur Verteilung gebracht werden konnten. Aber so groß diese Summe erscheint, zu so hohem Dank gegen die Spender sie uns verpflichtet, darf die Ziffer doch nicht irreführen. Denn dieser Betrag, über zehn Jahre ausgedehnt und auf mehrere hundert Jeshiwoth mit vielen tausend Schülern verteilt, genügt klarerweise nicht einmal, auch nur die individuelle physische Not zu mildern.

Bekannt ist die erfreuliche Entwicklung des von uns begründeten Beth Jakob-Mädchenschulwerkes. In rasch aufsteigender Linie erhob sich dieses zu einem überragenden Zeichen für den Thorawillen der jüdischen weiblichen Jugend: 30 000 junge Seelen legen dafür Zeugnis ab!

Ein besonders wichtiges Werk vollbrachte der Keren Hathora schließlich in den letzten Jahren durch seine Hilfsarbeit für unsere hungernden Brüder in Rußland. Ursprünglich beim Keren Hathora begründet, um die unter Lebensgefahr in den russischen Kibuzim studierenden Bachurim zu unterstützen, gewährte uns diese Aktion in der Folge erschütternden Einblick in die furchtbare Not der russischen Judenheit überhaupt. So wurde unsere Rußlandhilfe mit besonderer Unterstützung maßgebender Organisationen und prominenter Persönlichkeiten aus anderen Lagern zu einem Werke ausgebaut, das jährlich zweimal, zu Pessach und zu Rosch Haschono, vielen tausenden jüdischen Familien in Rußland Hilfe und Rettung bringt. Diese Arbeit des Keren Hathora fand auch auf der jüngst in Wien unter Vorsitz von Kardinal Inniger stattgefundenen internationalen Hilfskonferenz für die russischen Hungergebiete rühmende Anerkennung und wurde dort von maßgebender jüdischer Seite als ein wahrer Kiddusch Haschem gerühmt.

Diese Erfolge unserer Arbeit sollen hier nicht selbstzufrieden unterstrichen werden. Wir sind uns der Spannung zwischen Erstrebtem und Erreichtem nur

zu wohl bewußt. Auch der vorliegende Reisebericht, den auf unsere Bitte Dr. Joseph Carlebach von höherer geistiger Warte aus verfaßt hat, zeigt klar das Geleistete wie das zu Leistende — seine Darstellung wird den besten Beweis erbringen, welsch heilige Notwendigkeit weitere Arbeit für den Keren Hathora bedeutet!

Bewegt uns doch noch aus besonderen Gründen die bange Furcht, ob der Fortschritt, der unserer Arbeit bis heute treu blieb, ihr auch im zweiten Jahrzehnt möglich bleiben wird. Denn wir haben inzwischen von den Geistesgrößen, die uns bei Beginn unserer Arbeit mitgeholfen und seitdem als Führer und Berater treu an unserer Seite gestanden haben, vier der Allergrößten verloren. In jäher Folge hat ein unerbittliches Geschick uns vier Männer geraubt, die den Weg unserer Arbeit mit kaum wiederkehrender Größe des Geistes und der Seele beschützten.

Der Chofez Chajim — das Gewissen unserer Zeit.

Der Czortkower Rebbe — die Seele unserer Bewegung.

Rabbi Meir Schapiro — der kraftvolle Liebling unseres Volkes.

Rabbi Mosche Mordechai Epstein — der Märtyrer des Heiligen Landes.

In ihrem Namen rufen wir alle Jene zu neuer Arbeit auf, denen Thora das heiligste Menschheitsgut

ist. Keine bessere Ehrung der vier heimgegangenen Großen kann es geben, als im Gedenken an sie den Dank für ihr Werk mit erneuter Kraft in des Keren Hathora zweites Jahrzehnt zu tragen!

Dr. Leo Deutschländer

PROGRAMM DER STUDIENFAHRT

Freitag, 24. Juli: Zusammentreffen in Wien, Empfang beim Czortkower Rabbi, Besichtigung des jüdischen Museums und der wichtigsten jüdischen Institutionen.

Samstag, 25. Juli: Scholauisch Sudaus in der Agudas Jisroel-Jugendgruppe.

Sonntag, 26. Juli: Donaufahrt nach Bratislava, feierlicher Empfang in der Jugendgruppe. Besichtigungen: Talmud Thora, Jeschivah horomoh, Jeschivah ketanoh; Große Synagoge, Neues Jüdisches Spital, Knabenwaisenhaus, Thora Chessed, Jeshode Hathora-Schule, Alter und Neuer Friedhof, Synagoge Preyßgasse.

Montag, 27. Juli: fahrt nach Tyrnau, Besuch der Jeschivah. Weiterfahrt nach Sobor bei Neutra, Besuch der Beth Jakob-Sommerkolonie. Autofahrt nach Hunsdorf, Besichtigung des Jeschivah-Baues. Autofahrt durch die Hohe Tatra nach Zatepane.

Dienstag, 28. Juli: Autofahrt durch die kleine Tatra nach Rabka, Besichtigung der Schülerkolonien. Abends Weiterfahrt nach Krakau.

Mittwoch, 2. Juli: führung durch Krakau, Besuch der Alten und Neuen Schul und der Remo-Schul. Besichtigung des Waisenhauses, Kran-

tenhauses und verschiedener Lehranstalten
Abends feier im neubauten Beth Jakob-Seminar.

Donnerstag, 30. Juli: Fahrt nach Lublin. Begrüßung durch den Raw.

Freitag, 31. Juli: Führung durch das Prachtgebäude der Jeschibas-Chachme-Lublin. Besichtigung der Erinnerungsstätten an Maharam, Maharschal.

Samstag, 1. August: Zu Gast beim Lubliner Raw.

Sonntag, 2. August: Fahrt nach Warschau. Besichtigung der Jeschiwoth Mesiwta, Lubawitsch und anderer. Besuch der Beth Jakob-Schule, der Gewerbeschule der Kehilla und im Rabbinat. Stadtrundfahrt, Besuch der Agudas-Zentrale

Montag, 3. August: Autofahrt nach Gora-Kakwarya zum Gerer Rebbe.

Dienstag, 4. August: Fahrt nach Mir, Besuch der Jeschiwah, Vortrag des Rosch Jeschiwah.

Mittwoch, 5. August: Autofahrt nach Radin. Empfang beim Chofez Chajim.

Donnerstag, 6. August: Autofahrt nach Wilna.

Freitag, 7. August: Besichtigung der Erinnerungsstätten an den Wilnaer Gaon. Empfang bei Rabbi Chajim Oiser Brodzenski. Führung durch die Stadt.

Samstag, 8. August: Zu Gast beim Wilnaer Raw. Bankett in Anwesenheit zahlreicher litauischer Thorafürsten.

Sonntag, 9. August: Rückreise über Warschau-Bialystok - Berlin, Warschau-Bialystok-Krakau-Wien.

L I S T E D E R T E I L N E H M E R

Markus Ansbacher, Nürnberg

Rabbiner Dr. M. Bohrer, Bailingen in Baden

Oberrabbiner Dr. Joseph Carlebach, Altona

Schuldirektor Dr. Adolf Deutsch, Budapest

Jenö Deutsch, Verpelet, Ungarn

Dr. Leo Deutschländer, Wien

Prof. Dr. Aladar Fürst, Budapest

Rabbi Dr. Leo Jung, Newyork

Dr. med. Henri Nerson, Straßburg

J. A. Polak, Amsterdam

Lehrer B. Saffra, Gemen bei Borken, Westfalen

Rabbiner A. Salomons, Nymwegen, Holland

Redakteur S. Schachnowitz, Frankfurt a. M.

Advokat Dr. Erwin Schnurmann, Straßburg

Ernst Spitzer, Wien

David Türkl, Wien

Milnas Ullmann, Oradeamare, Rumänien

Rabbiner Jzak Vredenburg, Amsterdam

**DIE STUDIENFAHRT
DES KEREN HATHORA
VON DR. JOSEPH CARLEBACH**



Ein sommerlicher Ausflug, eine Studientreise, eine Entdeckungsfahrt, ein Besuch der Thorastätten, eine Wallfahrt, ein Gottesdienst, was war sie eigentlich, die Veranstaltung des Keren Hathora, die zwanzig Menschen aus sieben verschiedenen Ländern, aus fünfzehn verschiedenen geistigen und wirtschaftlichen Berufen durch Tschechien, Galizien, Polen und Litauen von Wien bis Wilna führte? Sie war alles das und noch mehr. Die ganze Unternehmung war

eine geniale Idee. Und wie alles Wertvolle und Echte führte sie weit über alle erste Zielsetzung hinaus und wuchs sich zu einer Art historischen Ereignisses aus, dessen Nachhall und Echo durch Jahre hindurch fruchtbar weiter zu klingen berufen ist. Es war ein absolutes Novum im jüdischen Gesamtleben: daß Brüder reisen, um Brüder zu suchen und zu sehen. Es bekam die Reise Symbolcharakter. Sie wurde ein Zeichen des Kibbuz Galiaus, des großen Wiedersehens und Wiedererkennens der Zusammengehörigen.

Als wenn eine jahrtausendalte Sehnsucht, ein leiser tiefer Wunsch dort im Osten in den jüdischen Herzen geschlummert und davon geträumt hätte, daß doch noch einmal viele kommen werden, die keusche, reine Schönheit und schlichte Größe jüdischen Lebens aufzuspüren, wie eine reine Braut des Augenblicks harret, wo das Auge des Liebenden sie entdeckt, solchen Jubel, solche Befeligung lösten die Gäste aus. Die schlafenden Jahrhunderte jüdischer Geschichte wachten allen, allen zu lebendiger Gegenwart auf, als die fremden Augen ehrfürchtig, demütig die Grabstätten der Geistesheroen streiften und ihre Synagogen und Schöpfungen staunend betrachteten. Und wunderbar! Die zum Sehen und Kennenlernen gekommen waren, wurden selbst geschaut und erkannt; die nur hören wollten, wurden selbst gehört und verstanden, ihr Wort fand Antwort, die Entdecker wurden selbst Entdeckung. Schließlich war es nicht mehr zu unterschei-

den: wollten die Westler den Osten oder die Ostler Vertreter des Westens kennen lernen? Es war eine große Zwiesprache zwischen Ost und West, der lang Betrennten, der „durch Berge und Flüsse und Vorurteile“ einander Entfremdeten.

Echtes Wiedererkennen bedeutet aber immer: sich selbst im Anderen erkennen. Das war es. Das jüdische Leben in seiner Fülle war es gerade, was uns fehlte und erfüllte; diese Weltvergessenheit des Lernens, diese Inbrunst des Gebets, das war ja eben das, was wir immer und immer in uns getragen als heiliges Verlangen; diese Meister der Lehre und der Frömmigkeit, das waren die Rabbinen, nach denen wir alle uns sehnen und Ausschau halten. Aus Schauenden wurden Erlebende, Liebende, und die Liebe machte scharfsichtig zu immer neuer Einfühlung und vollem Einverstehen. Neugierde ward Innerlichkeit, Verlangen Seligkeit. Wie taumelnd vor trunkenen Freude, so zogen wir durch diese Welt des Innenlebens, der Innerlichkeit, zu der eigentlich von außen kein Zugang ist. Der Zauberstab der Verwandlung hatte unsere Herzen angerührt; als wären wir alle Jeschwabachurim, Gerer Chassidim, Kinder des Lubliner oder Preßburger Kreises geworden, so gingen alle — ohne Ausnahme — in dem Neuen ganz auf. Obwohl „kaum gegrüßt, gemieden“, das Riesenprogramm der Reise kein Ausruhen, kein Verweilen, kein Sichselbstbestimmen zuließ, waren wir schon im Moment des Kommens verwachsen, zu

Hause; so ganz, daß der Abschied uns und den Gastgebern wie eine Härte und Gefühllosigkeit erschien. Wie könnt ihr nur so schnell von uns gehen? Das war der immer wiederkehrende Refrain des Abschieds. Man verstand nicht, daß wir nur fortreisten, aber nicht Abschied nahmen.

Die sich gefunden hatten, wurden einander zum Teil der Seele, zum dauernden Besitz.

I

Durch vier Gebiete führte die Reise, vier Welten, in Geschichte und Eigenart, im Äußeren und Seelischen völlig verschieden; durch einen Zipfel der Tschechoslowakei, der, früher zu Ungarn gehörig, in seinem jüdischen Habitus den Zusammenhang mit der Vergangenheit nicht verleugnet hat, durch Galizien, die alte Polenprovinz Oesterreichs, durch Kongresspolen, und durch polnisch Litauen. Gerade darin bestand der große Reiz der Studienfahrt, daß dieser Wechsel das jüdische Volksbild immer von einer andern Seite zeigte und zum Begeneinanderhalten und Vergleichen einlud. Es variiert der Menschenschlag, die materiellen Bedingungen, die Landschaft, der religiöse Typus bei aller Ähnlichkeit und Verwandtschaft.

Hier wie dort die Masseniedlung, das Festhalten am „Ghetto“, die betonte Zusammengehörigkeit, das Mit- und Ineinanderleben, der fruchtbare Nährboden des jüdischen Stolzes, der Solidarität, der kraftvollen Steigerung gemeinsamer Leistung.

Hier wie dort bei aller Eigenständigkeit des Einzelnen, der Ablehnung jeder seelischer Knechtschaft dennoch ein unsichtbares Band: die gemeinsame Verehrung des Führers, einer geistigen Spitze, des

lebendigen Ideals, der den Weg weist und die vielen zusammenkittet, etwas, dessen Mangel die atomisierte Westjudenheit zermürbt und wehrlos, inaktiv, unfortschrittlich und spröde macht.

Hier wie dort das ganze volle Judentum, erdgewachsen, gerade, ohne Krampf und Gewalttätigkeit, in innerer Harmonie mit dem Gesamtleben, traditionsreich, darum echt, kulturhaft, zeugungssträftig, nichts schielendes, ängstliches, leisetretarisches, das sich nicht zu geben wagt, wie es ist, das seine Wertmaßstäbe von außen entlehnt und in seiner Unsicherheit nun gerade auffällt und sich darum am liebsten im Winkel versteckt. Man merkt diesen Massen an: sie haben der Gefahr ins Auge geblickt, Jakobskinder, die mit dem Schicksal und den Menschen gerungen und obgestiegen. Was haben sie nicht alles erlebt, seitdem die Völker begonnen, um ihrer selbst willen oder um seinetwillen sich für den Juden zu interessieren! Ohne Unterlaß haben auf ihnen die Pflüger gepflügt und ihre Furchen in sie eingraben wollen. Bald wollte eine despotische Aufklärung ihnen das Heil der Lebensverbesserung um den Preis der Entjudung aufzwingen, bald sollte ökonomische Auspowerung und polizeiliche Unterdrückung sie physisch vernichten. In ihrer Minoritätsstellung wollte sie heute die herrschende Staatsgewalt als Mittel gegen die ihr unbenutzbare nationale Majorität ausspielen, bald diese sie als willkommenen Bundesgenossen gegen die Intriguen der Souveräne politisch mißbrauchen. Heute

sollten sie der Russifizierung, morgen der Polonisierung dienen; eben als Stoßtrupp der Deutschen, dann für die Aspirationen der Magyaren mißbraucht werden; jetzt wurden sie als Stimmvieh der nationalen Clubs in den Parlamenten mit Versprechungen umschmeichelt und später von den Mehrheiten als Störenfriede und Hemmnisse ihrer ehrgeizig-egoistischen Bestrebungen geprügelt und verfolgt. Wie ein Handelsobjekt wurden sie von den sich ablösenden Helden auf der Bühne der Geschichte hin- und hergetauscht, immer andere Aspekte des historischen Geschehens sahen sie an sich vorübergehen. Aber keine Macht der Welt konnte die innere Struktur, die Eigengesetzlichkeit ihrer Entwicklung erschüttern; nicht die phantastischen Reformpläne Josefs des Zweiten, nicht die ausgeflügelten Grausamkeiten der russischen Zaren.

Wohl hatten auch in diesen vier Ländern die Lockungen und Drohungen von außen einzelne jüdische Geister zu dem Versuch verwirrt, als Bannerträger der fremden Kultur von innen heraus die Masse zu beeinflussen, den Juden die „Wohltaten“ einer neuen Daseinsform und eines gehobenen Lebens, der Befreiung und Aufklärung zuteil werden zu lassen. Ihre Spuren sind in Schulen und Synagogen moderner Form allenthalben zu treffen. Aber sie blieben alle Episode, pseudomorphe Fremdbildungen an der Peripherie, ohne tiefgehende Wirkung, historische Karikaturen mit dem Kajinszeichen bru-

dermörderischer Verirrung behaftet, ein Menetekel für alle unjüdische Volksbeglückung. Kernig und geschlossen steht demgegenüber die breite Phalanx der Frommen und Treuen, der Unbesiegbaren und Unbesiegbaren, die darum alle die große Geduld, den langen geschichtlichen Atem des Zeitlosen, Ewigen besitzen. Selbst wo das historische Martyrium seine schrecklichen Spuren hinterlassen hat, wo sich in Massenquartieren Hunger, Verkrüppelung, Wirtschaftsnot, Bettelei und Luftmenschenheit breit macht, ist das zivilisationsarme Chaos des Elends vom Geiste Gottes überbrütet, voll Behalt an Seele, voll Sehnsucht nach Großem, voll Bewußtsein innerer Wahrhaftigkeit. Es blickt zukunftsgerichtet über die Gegenwart hinweg.

Das Geheimnis aber dieser jüdischen Energie, der Schlüssel zum Verständnis ihrer Ueberlegenheit über die Macht der Bajonette und der Knute, der Eleganz und der Mode, des High-life und des Komforts, der schillernden Zivilisation und der sozialen Einflusssphäre ist in allen vier Ländern das Gleiche: die *T a u r o h*, das Lernen. Jung und Alt, Reiche und Arme, alles lernt, lernt dauernd und hingebend, lebt und webt in der Bibel und der rabbinischen Schriftwelt. Wie ihre jiddische Sprache, ja selbst das gereinigtere Hochdeutsch der Tschechen durchsetzt und durchflochten ist von den Wendungen des Talmud, so ist auch ihr Leben durchhaucht und durchpulst vom Echo des heiligen Schrifttums. Alles lernt und trinkt an den *Q u e l l e n*, nicht von den destillierten, auf-

flaschen gezogenen, in Teelöffeln zu verabreichenden Exzerpten und Essenzen, die wir unserer Jugend reichen, sondern von dem frischen, breiten, nährsalzhaltigen, quellkräftigen Strom jüdischen Wissens. Für uns ist Hebräisch Fremdsprache, sie ist uns, was dem Franzosen das Deutsche ist, schwer erarbeitet, aus Bruchstücken fleißig zusammengesetzt; dort ist sie Mutterkaut, das der Bauer ohne Grammatik und Nachdenken spricht, das das natürliche Fallen des Kindes wie die volle Sprache des Erwachsenen ausmacht. Dort ist deshalb die Thora nicht Religionslehre, sondern Lebenswissenschaft, lebendiger Geist, der alles durchflutet, aus dem die Seele sich erbaut, in der man denkt und Begriffe bildet, die Herz und Hirn erfüllt, die Stab und Stütze fürs Leben ist in seiner ganzen Breite, die darum schöpferisch wirkt, kulturbildend, seelenverankernd. Sie ist der Maßstab für Wert und Unwert des Einzelnen, sie adelt ihren Träger, sie schändet den Verächter. Sie durchbricht alle Ständeeinteilung, alle soziale Gliederung, ist der Marschallstab im Tornister der Ärmsten, ist die stille Angst des bestgütigsten Amboorez. Sie hat sich in herrlichen Talmud Thora-Schulen, Klausen und Jeschivas ihre ragenden Stätten geschaffen, gegenüber denen die 3. T. einzig schönen und mächtigen Synagogen im Leben und Denken der Menschen fast völlig verschwinden. Besonders wo eine *J e s c h i w a* ist, bildet sie den unausgesprochenen Mittelpunkt des Lebens. Sie ist die Volksuniversität, zu der nicht

irgendein Diplom den Eingang gewährt, sondern nur die wirkliche Vorbildung, wo jeder ein- und ausgehen kann, der in der hohen Republik jüdischen Geistes atmet und mit Abaja und Rowo in Bedankenaustausch zu treten fähig ist. Selige Welt der Jeschiva, deine würzige, kräftige Luft läßt meine Brust mir schwelen, meinen Puls höher schlagen. Du Burg der Thora mit offenen Toren und weiten Fenstern, du große Trösterin Israels! Wer fühlt in deinen Bezirken die Not der Welt, die Dürftigkeit des eigenen Erdendaseins? Wer fragt in dir nach Wiege und Elternhaus, nach Stand und Alter, nach Namen und Herkunft? Alle Verschiedenheit der Menschen fällt hier ab wie wertlose Schuppen; als gingen die Seelen nackt hier ein, so binden deine Zauber, was die Mode streng geteilt. Du Paradies der Freude, wo man sich so reich, so ganz erfüllt, so weltüberlegen fühlt, wo die Geister der jüdischen Klassik raunen, und die großen Probleme der Menschheit den Mund aufstun; wo nur eins gilt: die Wahrheit, nur ein Erfolg bringt: das forschen, nur ein Ziel alle erfüllt: Verstehenwollen. Alles Edle und Beste im Menschen fühlt sich aufgerufen, kein Neid und eitler Ehrgeiz trübt die Atmosphäre; die Forschenden und Lernenden, sie sind nur ein einziger lauter, weithin tönender Chor, der Wellengesang des jüdischen Geistesmeeres, das brauset und zischt. In diesem Chorus zilt keine einzelne und doch jede einzelne Stimme, denn in ihn hinein tönt die alle bezwingende, alle demütigend erhebende

Stimme Mosches, Rabbi Alfibas, Rambams und Raschis. Noch immer klingt er mir ins Ohr, dieser rauschende, stürmische Singsang, diese Brandung am Felsen der Lehre, und die Sehnsucht erwacht nach der Stätte weltbejahender Weltvergessenheit, der Glücklichen, die sich ohne Haß vor der Welt verschließen und in Gemeinschaft der Gleichen still genießen, was von andren nicht gewußt und nicht bedacht das Labyrinth der jüdischen Brust erleuchtet und durchstrahlt.

Im Lernen liegt der Schlüssel zur Seele der vier jüdischen Landmannschaften, die wir kennen lernten. Es sind wissende Juden, die des Westens unwissende. Der Drang zum Lernen, zur analytisch kritischen Forschung der ethischen und religiösen Fragen, es bleibt die Prägung dieser Juden, sogar wenn sie sich scheinbar längst von ihr losgesagt. Selbst ein Bialik, Buber, Achad Haam sind ganz davon beherrscht, denn die Sterne leuchten noch am Himmel, wenn sie längst erloschen sind. Diese feste Verankerung in der Thora als dem Lebenselixier der Seele hat diese vier Judenschaften mit der Kraft erfüllt, sich mit Leidenschaft und Energie ohnegleichen gegen die geistige Vergewaltigung der gleichmacherischen europäischen Jugendziehung zu stemmen. Sie wollten das Linsengericht der Emanzipation nicht mit der geistigen Erstgeburt bezahlen, wollten sich jüdisch-geistige Zeugungskraft nicht um den Preis einer aufgezwungenen, berechtigungsträchtigen „Bildung“ kastrieren lassen.

Bis jetzt haben sie darin durchweg bewundernswerten Erfolg gehabt.

Dennoch wäre nichts irriger, als daraus auf „Bildungsfeindlichkeit“ als Prinzip zu schließen. Die Kontrastierung von Thora und Bildung ist überhaupt höchst unglücklich, ist im Kern falsch und eine Erniedrigung des jüdischen Bildungsguts. Aber wenn die Fanatiker und Inquisitoren der Moderne schon ein banges Entweder-Oder dem Judentum aufzwingen und die in sich verlogene Alternative eine Entscheidung heischt, dann hat allerdings die jüdische Masse dieser vier Länder mit Todesmut und mit Verachtung aller Gefahren für die Ueberwertigkeit und, wenn es nottat, Einzigwertigkeit der Thora Zeugnis abgelegt. Die Normalschule Josefs II. in Galizien scheiterte an dieser Hartnäckigkeit ebenso, wie die Kulturpläne des Zaren Paul scheiterten.

Es ist das Kulturproblem natürlich eine der ernstesten Fragen, die der Gegenwart des östlichen Judentums gestellt sind. Für ihre Diskussion aber ist eines gewiß: keine Lösung hat einen Wert, die ein Massenamaharazus zur Folge haben muß.

Die endgültige, aus dem wahren Geist des Judentums erfolgende Lösung dieses herben und verantwortungsschweren Problems ist noch nicht gefunden. Aber doch ist eine überraschende innere Wandlung in der jüdischen Welt der vier Länder zu verspüren — sie ist viel reicher an moderner Bil-

dung als wir es ahnen. Die scharfe Denkarbeit im Talmud hat den Intellekt geweitet, ihm eine Kapazität und Schnelligkeit der Auffassungsgabe gegeben, daß ohne Drill und Schulbank, ohne systematische und pädagogische Vorbereitung die Bildungselemente fast allgemein aufgenommen worden sind. Die Bildung kommt angeflogen: durch alle Poren und Ritzen des Lebens dringt sie ein, und da sie erzogene, denkgewohnte Hirne vorfindet, kann sie leicht angeeignet und assimiliert werden. Ein ausgebreitetes, ganz modern funktionierendes jüdisches Zeitungswesen in jiddischer Sprache, in hebräischen Typen gedruckt, macht jeden ebenso sehr zum Miterleber aller politischen und kulturellen Weltereignisse, wie wir es nicht vollständiger sein können. Ein Vortrags- und Versammlungswesen, das von der Masse getragen ist, vermittelt praktisches Weltdenken dem gemeinen Mann, zugleich hat das unselige Parteiwesen, mit dem unser Judentum durch die Jetztzeit beschenkt wurde, wenigstens das Gute gehabt, daß die Weltfragen in greifbarster Aktualität den Einzelnen packen und ihn zu bewußter Stellungnahme führen. In Krakau Warschau und Wilna veranstaltete man z. B. zu unserer Begrüßung akademische Feiern. Wir waren erstaunt, mit welcher rhetorischen und aus weitem Aspekt genommenen Kraft die Reden der Einheimischen gehalten waren. Besonders die Vertreter der Jugend überraschten durch ihre Reife und Kenntnis. Die Umgangs- und Zeitungssprache ist so durchsetzt

von der internationalen Terminologie des gesellschaftlichen, kulturellen Lebens, hat sich die wissenschaftliche Kunstsprache so vollkommen in Lehnwörtern zu eigen gemacht, daß das vielverspottete Jiddisch ein Kulturinstrument ersten Ranges wurde und daher schon die gesprochene Sprache dem Einzelnen die Elemente allgemeinen Kulturlebens zuträgt. Als ich mit einigen Jeschwabachurim in chassidischer Tracht einen Rundgang durch die Kunstherrlichkeit Krakaus machte, war ich erstaunt, welche Fülle kunstgeschichtlicher und historischer Kenntnisse diese sonst ganz in der Talmudwelt lebenden Jünglinge an den Tag legten. Die Thora erweckt Kulturhunger: bei uns herrscht Kulturübersättigung und Blasiertheit. Seht euch vor, ihr bildungsstolzen Westler, es kann euch passieren, daß ihr eines Tages trotz Gymnasien und Hochschulen den Wettlauf nicht mehr aufnehmen könnt. „Mit Fußgängern im Wettlauf Schritt zu halten, hat dich müde gemacht, was tust du beim Ansturm des Jordan?“ Wie dieser, wenn er von der Höhe des Hermon mit unendlichem Kraftpotential herniederströmt, alles mit sich reißt, so wird der aus der Urgewalt des talmudischen Studiums hervorquellende Bildungswille des Ostens auch spielend die Weisheit der Profanbildungsstätten in seiner Strömung in seinem Lauf mit sich reißen.

So stellt sich mir das Allgemeinbild der vier Länder dar. Gegenüber dieser großen gemeinsamen Linie zeigen sich natürlich auch grundlegende Differenzen.

Wenn man das Unterschiedliche kennzeichnen will, so kann man es nur unter Vorbehalt. Der Fremde, sagt zwar gerade das jüdische Sprichwort, „kommt auf a Weil und steht auf a Meil“; der Abstand von den Dingen und Verhältnissen gestattet ein objektiveres, über die Dinge hinausschauendes Urteil; aber nur ein weiteres, nicht ein tieferes Urteil, nicht eins, das alle psychologischen, inneren Momente besser berücksichtigt. Nur in der Oberfläche steht er die Meile; in der horizontalen, nicht in der Tiefendimension. Darin ist der Fremde leicht ungerecht. Nur unter solcher Selbstkritik versuchen wir die nachfolgende Charakteristik.

Da ist zunächst interessant, wie die Länder sich in der Haltung zur Autorität fein differenzieren, was ja für die Kennzeichnung des Geisteslebens von entscheidender Bedeutung ist. Diese Haltung steht ihrerseits in engster Beziehung zu den organisatorischen Formen des jüdischen Lebens, die wiederum historische Einflüsse nicht verleugnen können. Denn immer „führt man den Menschen nur den Weg, den er selbst gehen will,“ ist das historische Gewordene ebenso sehr Folge des äußeren Zwanges wie Ergebnis des eigenen Wollens, ist die Resultante beider.

II

Die Gäste sollen den täglichen Schiur des Leiters mitanhören. Sie werden in den Jeschwararaum hineingeführt, wo zu beiden Seiten des in der Mitte stehenden Katheders Stühle für sie bereitstehn. Nach einem Augenblick der Unterbrechung beim Eintritt der Fremden setzt der den Raum eng erfüllende Chor sein Lernen fort. Plötzlich ertönt eine laute Stimme durch den Saal: „Jechi adaunenu maurenu werabenu rausch jeschiwauffenu.“ Alles springt auf von den Sitzen: „Jechi!“ tönt es in vollem Chor zurück. Der Rabbi war eingetreten, schreitet durch die lautlos dastehende Schülerschaft zum Podium. Ein Hörer legt die geöffnete Gemoro vor ihn hin. Dann nimmt alles Platz und blickt in die Gemoro, an die Stelle, die durchgearbeitet werden wird. Der Vortrag beginnt. Stark und kräftig, eindrucksvoll, in steigender Lebendigkeit. Jedes Wort der Gemoro wird beachtet. In plastischer Gestalt treten Raschi und die Raschiaus von Taufsaus heraus. Jede Nuance kommt zur Geltung, alle Meforschim, frühere und spätere, werden berücksichtigt. Ehrfürchtig lauschen die Hörer. Der Vortrag ist zu Ende. Noch einmal klingt das Jechi-Morenu aus allen Kehlen. Der Rabbi verläßt, durch die Stehenden schreitend, den Saal.

Ein Riesensaal, durchschallt von den Stimmen der Lernenden. Die meisten stehen. Ganz unbemerkt treten wir ein. Jeder von den Gästen nimmt irgendwo Platz. Vorn an der Ostwand stehen mehrere Rab-



Die Jeschiwah in Mir

bonim und Jeschiwalehrer, ebenfalls vertieft in ihr „Blatt“. Da erscheint vor dem Oraun Hakaundesch ein kleines Männchen. Langsam blickt die Hörschaft auf, es wird stiller, die Gemoraus werden zugeklappt. Der Rabbi beginnt. Leise und schlicht, ohne alle Form. Das Problem von Eigentum und Besitz wird an der Suggio von Toffau Rauben durch äußerst scharf-

sinnige Analyse eines Rambam vorgeführt. Nur ein Rischon wird zum Vergleich herangezogen, sonst zieht die Diskussion nur Talmudstellen heran. In sich gekehrt, mit kritischer Aufmerksamkeit, hörte man den Vortrag. Formlos erreicht er sein Ende.

Im herrlichen Hörsaal der Jeschiwa. Es ist Sabbat nachmittag. Vor dem Oran ist ein kleines Tischchen mit Stuhl aufgestellt, darauf sitzt im vollen Schmuck des Chosid der Rabbi. Und etwas ganz Neues lenkt den Blick auf sich: *Galerien*, gedrückt voll von Außenstehenden, die den Vortrag als Gäste hören wollen. Eine Brücke zwischen der Jeschiwa und dem Draußen. Mit dem Blick der Liebe hängen alle Schüler an den Lippen des Vortragenden. Oft unterbrechen sie ihn zu Fragen und eigenen Bemerkungen. Auf jeden Einwurf geht der Lehrer ein. Manche Anregung wird von ihm besonders lobend hervorgehoben. Aus Sewochim wird ein Stück Gemoro durchgearbeitet. Feierlich, mit sonorer Stimme tönt es durch den Saal, sich immer mehr vom Text lösend zur Selbständigkeit eines Sachproblems sich vertiefend. Die Spannung steigt, bis die Lösung gegeben, die mit Wonne entgegengenommen wird. Alles strömt auf den Rabbi zu, der, vom Podium steigend, von den Schülern umringt wird und mit ihnen das Erlebnis noch einmal durchkostet . . .

In diesen Momentbildern spiegeln sich die drei Welten. Im ersten scheue Ehrfurcht, alle Formen äußerer Verehrung und Distanz gegenüber dem Rabbi:

im letzten ein Verhältnis der Liebe und Verbundenheit zwischen Schüler und Lehrer; im mittleren der freie Student, der nur der geistigen Ueberlegenheit sich gegenüberstellt, die auf alles Eindrucksvolle verzichtet, alles Persönliche ausschaltet, um nur das Gewicht der Sache allein gelten zu lassen. Hier die Scheu, dort die Verehrung, im dritten endlich die Anerkennung vor dem Höheren. Im ersten Fall die äußere Autorität, die gewissermaßen dem Einzelnen räumlich fern gegenübersteht, dort die liebevolle Emporhebung des Größeren inmitten der anderen; in Litauen endlich die republikanisch-demokratische Selbständigkeit, die nur dem größeren Geiste die natürliche Vorrangstellung läßt. Das sind die drei Geisteshaltungen des ungarischen, chassidischen und litauischen Juden.

Alle drei Haltungen sind tief in der Geschichte begründet.

Litauen ist das Land der Thora, des Lernens, der geistigen Hochkultur. Seit dem Gaon von Wilna, dessen Schule in Wolozin die erste Jeschiwa begründete, seit Jizchak Elchanan Spektor, dessen liebenswürdige Schlichtheit jeden Unterschied zwischen sich und dem geringsten aus dem Volke verbannte, seit Jisroel Salanter, der in dieser Einfachheit und gütigen Liebe zu Jedermann die Zucht und Seelkultur des Thoragelehrten proklamierte, ist der Rabbi dort ein „Mann aus dem Volke“, nur durch größeres Wissen von der Menge geschieden, ohne Pathos, ohne

Beste, „kein Puder und keine Schminke und kein Lockengeträusel und voll der Anmut“. Nur in der Arena des Geistes glänzt er, er wertet und wird gewertet nur nach dem geistigen Rang.

Die chassidische Welt ist aus dem Protest gegen diese einzige Wertung und diesen geistesaristokratischen Maßstab geboren. Denn der Geist isoliert; schafft Differenzen, stuft ab, erhöht und erniedrigt. Der Chassidismus schuf die Gemeinschaft der Liebe. Liebe verbindet, überbrückt, gleicht aus. Diese Liebe vermag Himmel und Erde wie Mensch und Mensch zu verketten. Die Seele ist das Reich der Liebe; ihr Ausdruck das Gebet, der Gottesdienst, das verbrüdernde Mahl, die hebende Begeisterung. Der Rebbe, um den sich die Gläubigen in Inbrunst und Zuversicht scharen, schafft alle zu einer Familie um, alle sind sie Kinder, die von seiner Innigkeit umfaßt, von seinem Segen geschützt, von seinem Herzen gewärmt, von seinem Sechu's geadelt sind. In der Familie weiß man nicht, welches Kind begabter, welches schwächer veranlagt ist; alle gehören mit gleichem Recht und in gleichem Rang an den gemeinsamen Tisch. Das Familienoberhaupt ist der allen gleich gehörige, gleich geliebte, gleich verehrte Zerteiler des Lebensrechts.

In Litauen gilt der Rabbi als Lehrer, Gelehrter und als Forscher, als primus inter pares; in Polen ist der Rebbe der Vater, der Heilige, der Lieberehrwürdige; in der ungarischen Welt ist der Rabbi der

More deafre, der Herr der Stadt, der König, der Fürst. Die Autorität des litauischen Rabbi hat Gründe, muß täglich neu befestigt und bestätigt werden, die des Chassidimrabi ist selbstverständlich, sie wächst aus der Seelenhingabe des Anhängers hervor, dessen Seele eine andere Natur annehmen müßte, wenn sie aufhören sollte. In Ungarn ist sie absolut, gesetzt, auferlegt, wie etwas Göttliches. Diesem küßt man die Hand, erwartet seine Entscheidung; jenen bittet man um eine Broche, um ein Wort der Liebe; der litauische Rabbiner tritt als solcher nur in die Erscheinung, wenn man ihn braucht als den Mehrwissenden, wenn man einen Din begründet, eine schwierige Talmudstelle erläutert haben will.

Der litauische Raw hat äußerlich keine besondere Tracht; höchstens daß sein Gehrock etwas länger ist; er sieht wie ein Universitätsprofessor aus. Der chassidische Rebbe ist wie alle Chassidim in seinem Neußeren der Ausdruck der chassidischen Lebensgemeinschaft, der Lebens Einheit aller in Gewand und Tracht. Der ungarische Raw hat auch im Neußeren die ihn über andere emporhebende rabbinische Form in Kleid, Haar und Bart.

Diese Stellung des ungarischen Rabbiners erwuchs als Notwendigkeit in den Kämpfen mit der Reform. Denn Ungarn war wie Deutschland am meisten von der Assimilation bedroht. Von der Regierung gefördert, von der Gesellschaft begünstigt, von den Verhältnissen getragen, konnte der Liberalismus

sich leicht an das Herz herandrängen, empfahl sich eine Anpassung an die Umgebung in Lehre und Leben als der natürliche Ausweg aus allen Konflikten und Schwierigkeiten. Es entbrannte daher ein leidenschaftlicher Kampf um die jüdische Seele im jüdischen Lager. Die frommen Ungarns unter Führung des Chassam Sofer machten einen tiefen Trennungsstrich zwischen sich und den Reformgelüsten. Es ging hart auf hart. Kein Kompromiß, kein Pakt, keine Nachgiebigkeit. Die frommen schlossen sich eng zusammen, weil sie nur sich selbst gehören, sich selbst folgen, ihre eigene Unversehrtheit retten wollten und mußten. Sie ließen sich mit niemand in Diskussion ein. Die Autorität der im Rabbiner verkörperten Halacha mußte unbedingt jenseits jeder Kritik und jeder Rechtfertigung sein, denn man wußte nicht, aus welcher Quelle die Kritik, die Forderung zur Begründung kam. Ein Produkt dieses Kampfes, seine Hauptburg, seine siegesichere Waffe war die Absolutheit des Rabbiners nach außen und innen, seine Jenseitigkeit gegenüber dem Publikum, seine Macht zu entscheiden, widerspruchlos die theoretische Gesamtauffassung des Judentums, wie die Führung der Gemeinden im Einzelnen festzulegen.

Daher ist in Ungarn alles streng geordnet, in feste Form gebannt, an der nicht gerüttelt werden kann. Das System fordert volle Unterwerfung. Es hat gewaltige erzieherisch-bindende Kraft. Aber es ist unpersönlich. Es wird vom Geist der Disziplin ge-

tragen, es empfängt aus dem Ernst der Abwehrstellung, des Kampfes und des Selbstschutzes sein Recht und seinen Adel. Es verpönt aus dieser Notwehr jede Berührung mit den Andersdenkenden, sogar eine Auseinandersetzung mit ihnen, den Versuch der Gewinnung und Heranziehung der Andern lehnt es entschieden ab. Es ist eine feste Form, unbiegsam, durch die staatliche Sanktion noch härter geworden.

Wie ist das Verhältnis bei den Chassidim Polens? Der Chossid kämpft nicht; er ignoriert den Gegner. Alle Energie wendet sich in den geeinten inneren Kreis. Eine staatlich-organisatorische Abspaltung der Reformlüsternen fehlt. Man läßt sie ihres Weges gehen. So stark ist das Band, das die in Liebe Beeinten zusammenschmiedet, daß sie von aller Polemik absehen. Um so stärker betont man alle Formen gemeinschaftlichen Lebens, um so wertvoller und teurer wird jedem seine ihn als Chossid charakterisierende Tracht, um so ausschließlicher gilt die Herrlichkeit ihrer religiösen Freudenmahle, als diese gleichzeitig der Panzer nach außen sind, der unangreifbar gegen den Feind macht. Auch hier verschmäht man die Polemik, auch hier läßt niemand an dem Gestalt gewordenen Ausdruck jüdischen Seinswillens rütteln. Jedem ist die Entscheidung des Alles oder Nichts aufgegeben, ganz der Gemeinde des Rebbe anzugehören oder gar nicht. Aber es ist irrational, außerweltlich, dieses Band der Vereinigung; nicht rational, überlegt, kühl wie das ungarische.

Am schwierigsten ist das labile Gleichgewicht Litauens. Keine äußere und keine innere Trennung von den radikalen oder halb zum Kompromiß mit der Welt bereiten Feinden der Tradition. Die einzige Sicherheit des frommen Lebens, der Schwerpunkt des Systems und seine Garantie ist die geistige Überlegenheit der Thoragrößen. Die Macht der Jeschiwa, das Vorbild der Führer ist alles. Keine Bindungen durch Brauch und Uebrede, keine äußere Form der Gemeinsamkeit der Gleichgesinnten. Bis an die äußerste Grenze des halachisch Beforderten läßt man das Leben sich frei entfalten. Dennoch zittert man nicht. Aus innerer Gewißheit. Starker Individualismus freier Persönlichkeiten macht sich geltend. Niemand bevormundet den Andern. Keine äußere Organisationsform zwingt, kein weiches Liebesband lockt, keine Autorität gilt als a priori. Stark ist daher auch der Abstand an religiöser Konsequenz und Geschlossenheit zwischen der Jeschiwa und der Masse, zwischen der rabbinischen und baalebatistischen Welt. Stark ist die Polemik auf der Gasse und um die Gasse. Frei regt sich der Widerspruch. Dennoch ist das Vertrauen in die innere Tragkraft der Thora unerschütterlich; sie steht ohne Pfeiler, ohne Stützen, ohne Schutzbauten. Litauen hat keine Reform im Religiösen, wenn auch die Schule nur noch 3. T. der Tradition gehört. Im polnischen Litauen hat die Stoßkraft des Lernens sich besonders siegreich bewährt.

Ungarns Traditionstreue wurde durch äußere Organisation, Polen durch die innere Verbundenheit der chassidischen Gemeinschaft, Litauen allein durch Thoralernen und Thorameisterschaft fähig, sich unverfehrt durch die Vergangenheit zu behaupten und in die Kampfzone des Gegenwartslebens mit ungebrochenem Mut einzutreten.

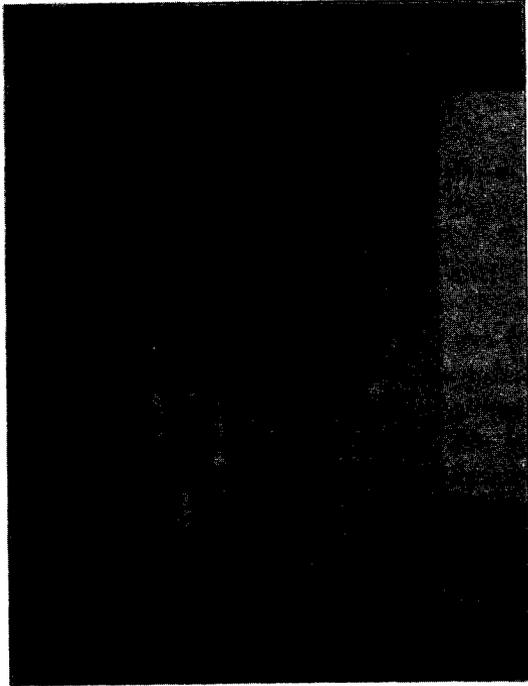
III

Die Details der Reise, ihrer Stationen und Bedeutlichkeiten dürften durch die Zeitungsberichte bereits in weiten Kreisen bekannt sein. Und so kann ich es mir ersparen, noch einmal zu erzählen, wie uns in Preßburg, Tyrnau und Neutra die ungarische Orthologie machtvoll entgegen trat; wie wir am Fuße der hohen Tatra, wo ein Naturschauspiel von alpiner Schönheit sich uns darbot, Galizien in der lieben, sympathischen, der Kunst- und erinnerungsreichen Stadt Krakau kennen lernten, wie uns dann das Judentum von Kongreßpolen in den mächtigen Gemeinden Lublins und Warschau sich darstellte und wie endlich in den Jeschivhaus von Mir und Radun und in dem „Jeruscholajim delitte“, in Wilna, am bekrönenden Abschluß unserer Reise wir mit der litauischen Welt bekannt wurden. In den meisten Städten, in denen die Erinnerung der früheren Gaonim noch lebendige Tradition ist, besuchten wir die Friedhöfe, die durch ihre Lage und Anlage schon besonders eindrucksvoll auf das Gemüt wirken, wo die Steine jener Heroen des Geistes in ihrer Einfachheit und der heiligen Würde echtjüdischer Mazewans zur höchsten Andacht und Ehrfurcht stimmen. Wir sahen die

Synagogen, von denen besonders Krakau, Lublin und Wilna so überreich mit historisch und architektonisch gleich berühmten und ergreifend schönen Beispielen geschmückt sind. Während sie in den ungarischen Gemeinden erst aus jüngerer Zeit stammten und die Patina des Alten fehlte, wurden sie nach Wilna zu immer monumentaler. Am unvergeßlichsten in ihrem Eindruck ist dort die immer wachsende Architektur des *Memors*, der bis an die Decke heraufwächst und hinter dessen betonter Alleinherrschaft alles übrige, selbst der *Oraun Hakaudesch*, verschwindet. Diese Synagogen sprechen dadurch es so berechtigt aus, daß hier die Thora immer mehr aus ihrer Jenseitigkeit im *Oraun Hakaudesch* in die Volksmitte herabgestiegen, aus dem Inneren der Gemeinde selbst ertönt und zu ihr aus Himmelshöhen emporwuchs. In den meisten Gemeinden zeigte man uns auch die alten *Kleudesch*, die Silberschätze der Synagogen, die aus vielen Jahrhunderten zu erzählen wußten. Besonders waren wir von den noch ganz unbekanntem, oft barocken Kultgegenständen Preßburgs und den ergreifend schönen uralten Emblemen der *Remoschul* in Krakau entzückt.

Wir passierten alte berühmte Stätten der jüdischen Geschichte: Tarnow, Nowogroded, Lida, Bialystok, Slonim u. a. m. Es bedarf wohl nicht erst der Versicherung, daß selbst bei flüchtigstem Aufenthalt der bloße Name dieser Städte in uns eine Fülle historischer Erinnerungen auslöste.

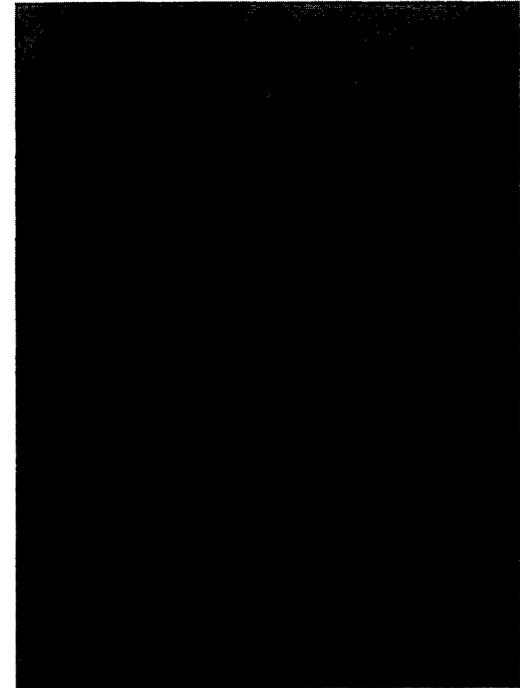
Aber geradezu lebendige Geschichte waren die schon genannten großen Hauptstationen unserer Reise.



Innenansicht der Synagoge zu Novogrodek

Als wir in Preßburg in den Kreis der Jeschiwahörer traten und einen feierlichen Empfang in den Räumen der Jeschiwa erlebten, — die in bezeichnender Weise als Staatsrabbinerschule Ferien halten

muß und hielt — da erzählten uns dann alle von Rabbi Jsaak Tirna, von Akiba Eger aus



Grabstein des Chatham Sofer vor Preßburg

Halberstadt, dem Großvater des berühmten Posener Raw, dem Verfasser der Mischnas Rabbi Akiba, der nur 12 Tage Aw-Bes-Din dort gewesen, von Reb Jizchok Dufler und Reb Meir Halber-

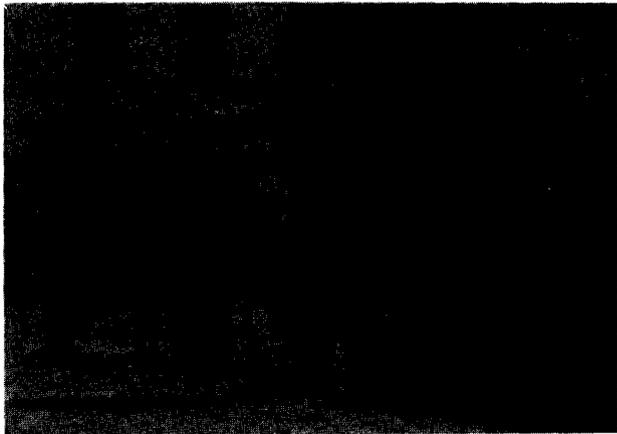
st a d t. Vor allem ist die Erinnerung an den Chasam Sofer, an seinen Sohn und Enkel, an seinen Schüler Reb Note Wolff aus Fürth in aller Munde, man möchte beinahe sagen, das ganze Leben ist überschattet von der Gestalt Mosche Sofers. Alles das versteht sich fast von selbst. Preßburg ist in die Moderne hineingewachsen. Wenn man die beiden Friedhöfe dort kennenlernt, so möchte man beinahe die Schichten wie ein Geologe unterscheiden, wie sich Generation an Generation reiht, jede nachfolgende immer pompfaster wurde, wie aber durch alle Perioden hindurch sich die kulthafte Verehrung des Großen hindurchzieht. Wir hatten auch die Freude, den gegenwärtigen Oberrabbiner Rabbi Aliba Schreiber in seinem Sommeraufenthalt zu begrüßen.

Oder wenn wir in der Stadt Kasimirs des Großen, in der Königsstadt K r a l a u , כוכא דכולא ביה, der allumfassenden Stadt, weilten, dann wurde ganz unvermerkt der Remo zu einer lebendigen Gestalt, als lebte er heute unter uns. Diese Stadt größter jüdischer Berühmtheit, von der der Rosch einst schrieb: „sogar die Schlachter und die Porscher des Fleisches waren alle Rabbinen und Weise und Schriftsteller“, diese Stadt der Duldung, von der der Remo in seinen Tschuwaus sagt: „es ist besser hier trocken Brot zu essen, weil Frieden dabei ist, weil hierzulande der Haß wider uns nicht so groß ist wie in andern Ländern“, diese Stadt umfängt noch heute jeden mit besonderer Wärme und historischem Reiz. Ihre wun-

derbar eingerichteten Talmud-Thoras riefen in uns die Zeit des „Bach“ in Erinnerung, der schon im Jahre 1551 das ganze Unterrichtswesen vorbildlich gestaltete und durchführte — daß kein Lehrer mehr als 40 Kinder habe, beim Gemoro-Unterricht sogar nie mehr als 25 Schüler vereinigt seien und jeder Lehrer zwei Assistenten an seiner Seite habe, daß der Schüler auch Schreiben, die Volkssprache, Rechnen und hebräische Grammatik lerne und später eine Prüfung vor drei Inspektoren ablege, ob er zum Gemorolernen fähig sei und sonst einer praktischen Lehre zugeführt werde. Diese Stadt hat gewissermaßen die ganze Geschichte der Acharanim in sich erlebt. Hier entwickelte Reb Jakaw Pollak den polnischen „Pilpul“, hier haben der Remo, der Bach und der Tas als die Poskim für ganz Israel ihre Werke geschrieben, hier lebte Taufsaus Jautaw, Reb Heschel, der Schagag Arje, und wie die Großen alle heißen bis in die Neuzeit hinein, wo Reb Schimon Sofer die Verbindung von Ungarn nach Galizien schlug. Hier war schon im Jahre 1530 die erste jüdische Druckerei, und hier ist der erste Tur und der erste Schaare Auro gedruckt worden. Die geschmackvollen Synagogen sind z. T. über 400 Jahre alt und die meisten auch Zeugnisse des Wohlwollens der alten polnischen Regenten. Und als wir in der alten Universität, in der Kopernikus gelehrt hat, Umschau hielten, erzählte man uns, daß 1650 die Juden einen feindlichen

Ueberfall der Studenten damit beantworteten, daß sie freiwillig für die armen Schüler der Universität eine Jahressteuer, ein Pidjon Nefesch zahlten.

Es war ein glücklicher Griff, in diese Stadt uralter pädagogischer Tradition das neue Lehrerseminar von Bes Jakob zu legen.



Wasserträger

Außerlich weniger schön, aber an Traditionen aus der jüdischen Geschichte nicht minder reich, ist Lublin, das Städtchen an der Wislitz, dessen Judenviertel leider ein Bild schwerster Galuthnot, der Armut und des Verfalls, nur die Synagogen in ihrer Mitte Wahrzeichen der alten Größe der Stadt, die einen Maharscho, einen Jakob Pollak und

Scholaum Schachno und vor allem den Maharschal und den Maram zu ihren Rabbinen gezählt hat, die Stadt, die einstens als Merkaz der Urba Arozaus, als der Mittelpunkt der rabbinischen Versammlungen des Vierlänckerreichs, maßgebende Entscheidungen für die ganze Welt abgab. Die Synagoge des Maharschal, eine der ältesten, faßt 3000 Personen, aber an Schönheit können sich ihr die an-



Das Grabzell des Gaon von Wilna

dern, die des Maharscho und Rabbi Arohom Paronof, die „Dukaterschul“, und vor allem die in einem oberen Stockwerk liegende des Maharam wohl an die Seite stellen. Eine Synagoge erinnert noch an den jüdischen Eintagskönig Polens, Rabbi Saul Wahl. Ein wahres Museum jüdischer Geschichte ist der auf einer Anhöhe über der Stadt liegende jüdische Fried-

hof, der von der 400jährigen glänzenden Vergangenheit in stummer Beredsamkeit kündet.

Krone aber aller jüdischen Städte ist Wilna, die Stadt Elija Baons, dessen Siddur und Lehre noch bis heute in der Baons-Klaus maßgeblich sind. Sie nannten es das Jerusalem Litauens, und es hat, wie die Zionsstadt, einen heiligen Bezirk, den Schulhof, eine Welt von Synagogen und Kläusen, aus der die Wilnaer Stadtschul in ragender architektonischer Schönheit sich abhebt, der auch eine der schönsten jüdischen Bibliotheken mitumfaßt. Wilna war wirklich Herz und Hirn der litauischen Judenheit. Nur Wilna konnte eine solche Druckerei wie die der Witwe und Brüder Roms schaffen, wo jeder Seher ein Lamdon war, aus der der kulturell bedeutendste Druck aller Zeiten hervorgegangen ist: das Wilnaer Schaf. Noch heute ist Wilna die Stadt der Thora, obwohl keine Jeshiwais, vor allem die mit einem Internat verbundene Ramatles Jeshiva, nur relativ klein sind, weil in der ganzen jüdischen Bevölkerung ein außerordentlich hohes Niveau der Thora-gelehrsamkeit herrscht und weil durch die Persönlichkeit ihres großen Führers, Reb Chaim Oiser, sich hier der Merkassajeshiwais als organisatorischer Mittelpunkt für die Verwaltung und Zusammenarbeit aller litauischen Jeshiwais gebildet hat. Die ganze jüdische Bevölkerung ist ein besonders sympathischer, freier, starker Menschenschlag, regsam und innerlich reif. Hier trafen wir als Ausdruck der Ver-

söhnung und der Synthese des Einst und Jetzt eine fromme Studentenverbindung V. J. U., die uns festlich begrüßte. Von hier aus ist die Schöpfung eines jüdischen Lehrerseminars in Brodno ausgegangen, hier waren die ersten Chadorim mefukonim, Talmud Thora-Anstalten, die sich die pädagogischen Errungenschaften der Neuzeit zu eigen machten. Hier wie in keiner Stadt ist die hebräische Sprache ein Wort und Schrift lebendig, ist eine jüdisch wertvolle, aus den letzten Tiefen des Judentums sich speisende Haskala weit verbreitet. Diese alte Universitätsstadt ist auch die Stadt jüdischen Geistes. Sie ist, an Krakau und Lublin gemessen, die Stadt modernen Judentums, insfolgedessen auch der Kampfplatz der Geister in der jüdischen Gegenwart.

Der ganze Ernst aber in der gegenwärtigen Lage des polnischen Judentums kam uns in den großen Zentren Kongresspolens zum Bewußtsein. Der Schreckbegriff des Anstiedlungsrayons mit der Zusammenpferchung unendlicher jüdischer Massen, die tausend wirtschaftlichen und hygienischen Nöte, die hier noch zu bewältigen sind, konnten uns natürlich nicht verborgen bleiben. Besonders Warschau ist das ausgesprochene, fast unlösbare Massenproblem. An diesem Problem der Masse gehen alle Bestrebungen zu Grunde, zerbrechen alle Gemeindeverwaltungen. Wollte man z. B. alle jüdischen Kinder einschulen, so müßten so viele Talmud Thora-Lehranstalten gebaut werden, daß keine Finanzverwaltung dem gewachsen

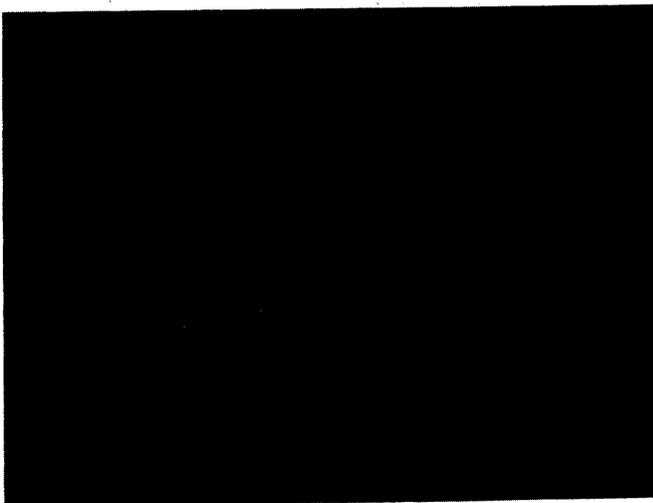
wäre. So ist Ueberfüllung mit allen schwierigen Begleitererscheinungen die charakteristische Erscheinung in allen Warschauer Institutionen, ob es sich um Krankenhäuser oder um irgendwelche Fürsorge handelt; immer wieder ist die Zahl derer, die darauf Anspruch erheben, so unermesslich, so unbezwinglich, daß sie nicht zu meistern ist. Selbst ein 15-gliedriges Rabbinat kann den schwierigen Kaschrus- und Ritualverhältnissen keine solche Regelung geben, wie man es wünschte. Auch in den Jeshiwaus von Warschau macht sich das geltend. Hunderte müssen abgewiesen werden bei jeder Semestereröffnung, und die Raumfrage zur Unterbringung der Vielen ist unlösbar. Ohne tiefes Mitleid wird niemand an diese Welt der Enge und der Not zurückdenken können.

IV

Im Herzen dieser Welt des Elends erhebt sich die Lubliner Jeshiwa. Erst wer das Niederdrückende der jüdischen Massenquartiere erlebt hat, der begreift die geniale und großartige Leistung, die der Lubliner Raw Rabbi Meier Schapiro, mit der Jeshiwa „Chachmei Lublin“ für die dortige Welt vollführt hat, was es bedeutet, daß er in seiner Gründung dem Thora-Studium, dem Jeshiwagedanken eine so eindrucksvolle, eine so prächtige äußere Gestalt gegeben hat, als Gegengewicht gegen die äußerlich niederdrückenden Notformen, wie sie sonst hier angetroffen werden. Sie zeigt, wie eine stille Sehnsucht nach Schönheit die Gemüter hier erfüllt hat, ein Wunsch nach Harmonie des Äußeren und Inneren. Diese Jeshiwa ist daher das Wahrzeichen Kongresspolens, der Beweis, daß, wenn die Schmach des Hungers und das Joch des Elends von unsren Brüdern dort weichen wird, wir noch erstaunliche Schöpfungen ihres Lebenswillens zu gewärtigen haben.

Ein Wunder ist es fast zu nennen, wie sich die Schapiro vorschwebende Idee verwirklicht hat. In Amerika fand sein Gedanke begeisterten Widerhall. Ein Lubliner Verehrer stiftete das mächtige Grundstück, das den Bau mit großem Hintergelände und

weiträumigem Vorgarten trägt. Die Riesenkosten des Baues aufzubringen, wäre jedem Anderen eine Unmöglichkeit gewesen. Sie sind zum Hauptteil dennoch zusammengebracht worden. Die laufenden Ausgaben werden ganz und gar durch Büchsenammlungen im nächsten Umkreis der jüdischen Gemeinden, also durch



Das Modell des Beth hamidofsch

Pfennigspenden einer armen Bevölkerung aufgebracht, ein sprechender Beweis für die Popularität des Werks. Nun steht es ragend da, überraschend, beglückend für jeden, der es erblickt.

Auf breiter Treppe hinansteigend, tritt man durch das säulengetragene Mittelportal in den weiten Korridor des Erdgeschosses. Hier liegen die Haupträume des Ganzen: der stolze Jeschwalernsaal, von dem wir bereits gesprochen haben, der gemeinsame große Eßraum, die Räume des Rosch Jeschwa und der Verwaltung. Und noch eine Ueberraschung birgt das Parterre: den Ausstellungsraum für ein Tempelmodell. Dies dürfte das größte seiner Art sein; zusammengestellt mit unglaublicher Sachkunde, mit Benützung aller Angaben der Bibel und der talmudischen Zeugnisse, zugleich eine Rechtfertigung und Beleuchtung ihrer Darstellung und unserer großen Erklärer. Endlich liegt hier die herrliche Bibliothek der Anstalt, die alle rabbinisch bedeutenden Werke, aber auch nur diese enthält, so daß die Aufnahme eines Buches zugleich ein Werturteil enthält.

Der Souterrain enthält Bade- und Waschräume, eine Wäscherei, eine Riesenküche und einen zweiten mächtigen Eßsaal für die Hörschenschaft. Die höheren Stockwerke enthalten die Schlaf- und Wohnräume für die Schüler.

Der Eindruck dieser ganzen Welt ist ein unbeschreiblicher. Man atmet auf in ihr, weil sie Auge und Herz, Geist und Gemüt, Himmel und Erde gleichzeitig gerecht wird. Aber doch ist alles das nicht das Entscheidende. Entscheidend ist die seelische Atmosphäre. In diesen heiligen Hallen kennt man die Erden schwere nicht; hier weht der Odem der Liebe, der

Lebensfreude, der Menschenwürde. Es kann nirgends fröhlichere, glücklichere, in sich befriedetere Jugend geben als die, die wir hier getroffen haben.



Zu Gast beim Lubliner Raw 5731.

Am Sabbat war unsere Gesellschaft beim Lubliner Raw zu Gast. Die Tafel vereinte uns mit den unzähligen Schülern und mit noch vielen Verehrern,

die aus Nachbarstädten zur Feier des Schabbos herübergekommen waren. Da saß er nun an der Spitze des Tisches, im feierlichen Seidenmantel, die mächtige Pelzmütze auf dem Haupt. Dreihundert Menschen, Talmide Chachomim, alle geistig reife Menschen, um ihn. Die Sprache versagt den Dienst, wenn man die Stimmung dieser Stunden beschreiben wollte. Die Worte des Kibbusch, der mystische Vorspruch, der die Engel läßt, der die Weihe herabfließt, die heilige Selbstprüfung zum Empfang der Himmelsbraut, alles durchbricht die Schranke des Irdischen; es ist die Weihe höheren Menschentums, die hier zu einem nexus animarum, zu einem Atemholen aus Paradieseseligkeit führt. „Dies ist der Tisch, der im Angesicht G'ttes steht,“ sang einer der Bachurim, „wenn jetzt in der tempellosten, der schrecklichen Zeit kein Altar für uns Sühne bringt, dann sühnt der im Angesicht G'ttes geführte Tisch für den Menschen“ . . . Leise begleitend, voll Andacht, fällt der Chor ein; jeder Blick verrät, wie hier das Irdische weihebedürftig Sühne sucht und in seiner Vergeistigung die höhere Menschennatur bestätigt.

Rede und Thorawort geben dem seelischen Geheimnis Sprache. Die Seele braucht nicht stumm zu bleiben, sie knüpft ans ewige Wort das Erleben des Augenblicks. Und wieder schwingt, durch das Wort erlöst, die Stimmung sich im Gesang zum gemeinschaftlichen Gefühl der Jenseitigkeit. „Sehet, daß G'tt den Sabbat gegeben . . .“

Und wenn am Sabbat-Ende man der Königin das Geleite gibt, wenn die Ueberseele in den Wochentag zurückkehrt, dann wird die Tagesstunde vergessen, dann wagt sich als Dank für alles Erleben die Freude hervor und feiert im ekstatischen Tanz jüdische Unbesiegbarkeit und Größe: „planet Pläne,“ so singen sie dabei, „planet Pläne, sie werden zu nichts, redet Reden, sie werden niemals wahr, denn mit uns ist G'tt,“ wie es einst siegesgewiß Jesajas vorgeprochen.

Hier in Lublin erfahren wir zum ersten Male die überragende Kraft der Persönlichkeit. Schapiro ist ein Genie; ein genialer Redner und Organisator, Lehrer und Führer. Alles dies wird aber durch die Genialität seines Wesens und Charakters in den Schatten gestellt: so fromm und schlicht, so lebensstroh und stark, so ganz vergeistigt. Der Eindruck dieser Persönlichkeit ist aber deshalb so tief, weil sie völlig unkompliziert, lediglich im talmudischen Judentum, in den vier Ellen der Halacha verwurzelt ist. Daß sich auf diesem absolut fixierten und umgrenzten Untergrund solch moderne, freie und sichere Individualität aufbauen und entfalten kann, daß jemand in Haltung und Führung und Bestimmung so bestimmten hassidischen Typus trägt und dennoch sein Judentum universal, ohne Schranke und Zufälligkeit ist, daß jemand politischer Führer und Bewältiger der Massen ist, ohne eine Spur politischen Wesens und politischer Aeußerlichkeit, daß jemand Sejmdeputierter mit tiefster Anteilnahme an allen staatlichen und öko-

nomischen Aufgaben der Gegenwart sein kann, ohne einen einzigen Augenblick aufzuhören, ein Raw zu sein, daß jemand so die Menschen zu durchschauen und die Herzen zu gewinnen imstande ist, ohne je etwas anderes zu wollen als Thora und Mizwah; diese Weite und Enge zugleich des seelischen Behalts, diese Antinomie der geistigen Struktur, das ist das Ueberwältigende, was sich uns so faszinierend in die Seele schrieb, was wir nicht vergessen können.

Dennoch ist unleugbar, daß dieser Eindruck der Persönlichkeit von ihrem Werk untrennbar ist. Auf dem Hintergrunde dieser Jeschiva, im Echo seiner Welt, in der Resonanz seiner begeisterten Schüler, in der Verbindung mit diesem zauberhaften Milieu steht sein Bild als des Schöpfers und Gestalters, als des Brennpunkts glühender Jugendbegeisterung und jüdischen Lebenswillens. Uns stand aber noch Größeres bevor: Menschen zu sehen „ohne alle Welt“, nur im Glanz des eigenen Selbst, das doch nicht ihr Selbst ist, im reinen Glanz eines Höheren und Ewigen. Als wir durch die Sonnengluten heißer Mittagstage, durch die weiten Ebenen Kongresspolens in endloser Gleichförmigkeit reisend, endlich in unsicheren Autos nach Polnisch-Litauen gelangten, lernten wir dort einen Menschentypus kennen, der uns dieses letzte, höchste der Seelenkultur erschließen sollte. Wir kamen nach Radun in die Stadt des Chofez Chajim. Wir kamen nach Wilna in die Stadt Reb Chajim Oiser Brodzenski's.

Der Leser kennt die talmudische Erzählung, wie der blinde Raw Scheschet den persischen König erwartet, wie ein vorlauter Spötter über den augenlosen Zuschauer lacht und dennoch der Rabbi der heilsüchtigeren bleibt. Nicht das Geräusch und Gepränge der nahenden Hofchargen, denen der Vorwitzige zujubelt, bringt den erwarteten Herrscher. Aber als atemlose Stille die Reihen in Bann schlägt, da ruft Raw Scheschet: das ist der König! Das ist der König! Raw Scheschet hat noch immer Recht behalten.

Als sollte uns das noch besonders zum Bewußtsein gebracht werden, trafen wir beide nicht in der Stadt ihres Wirkens an, sondern in der Einsamkeit des Waldes, in primitiver Sommerfrische.

Es war schon gegen Abend, als wir von Kadun aus in die Holzhütte fahren, wo der anerkannt größte rabbinische Gelehrte der Gegenwart, Rabbi Meir Jisroel Hakohen, der Chofez Chajim, wohnte. Durch einen rauchverhüllten Küchenraum des Bauernhauses traten wir in ein Stübchen ein, und nun standen wir vor dem 92jährigen Greise, der kleinen Gestalt in schwarzem Seidenrock mit schwarzer Sommermütze auf dem Haupte, auf einem Lehnstuhle sitzend. Er hatte schon den ganzen Tag den Gästen ungeduldig entgegengeharrt. Eine reine Freude huschte über sein Gesicht, als wir nun kamen. „Ein Scholaum Alechem Euch!“, sagte er mit stillem Glücke. Und dann traten wir heran, jeder Einzelne ihm die Hand reichend. Und merkwürdig, die Gäste beugten sich jeder von neuem

demütig über diese Hand und küßten sie, obwohl der Alte widerwillig abwehrend sie immer wieder zurückzog.

Was war es, was so andächtig uns stimmte? Wir sind gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen. Wie kam es, daß in der Nähe dieses Mannes wir alle plötzlich so bescheiden, so verlegen, und dennoch erhaben uns fühlten? Gewiß beeinflusste alle der Gedanke, der größten halachischen Autorität der Gegenwart gegenüberzustehen. Und doch war es noch etwas anderes, was so gewaltig wirkte. Aber es fehlte doch alles, was die Sinne gefangen nimmt; keine Suggestion der Rede, nicht einmal ein Außerordentliches des Gedankenganges seiner Worte. Es war eben, daß dies alles fehlte, war jene völlig einfache Menschlichkeit, die überwältigte. Die Demut der Thora, die auf alles Neßere verzichtet, die Selbstgenügsamkeit der Größe, das war es, wovor wir uns beugten.

Wir durften Tee mit dem Rabbi trinken, zu dem die Rebbezin „Eingemachtes“ selbst mit herausgebracht hatte. Eine volle Stunde saßen wir an dem Holztisch, in der Bretterbude, und sein Mund sprach zu uns, alle Ziele der Lehre seien eigentlich erfüllt, die umfassende Durchforschung der Halacha sei Tatsache geworden seit Rif und Rambam, Rosch und Tur, Schulchan Aruch und Remo — und wir dachten uns selbst hinzu: seit Mischna Berura und Assifas Sefenim. — Israel habe im Golus alles

das an geistigen Voraussetzungen geschaffen, was es zur Erlösung benötigt. Daher könne es nur an der Erfüllung liegen, die uns noch obliegt, an der — Tschuwa . . . Nur ein Gedanke, der immer wieder in anderer Form sein Sprechen erfüllte — Israels Erlösung.

Die Unterhaltung mußte unterbrochen werden. Der Alte bedurfte der Ausspannung. Dann kehrten wir zurück. Und wieder sprach er vor geöffnetem Chumosch von der Sidra A'eh, von Segen und Fluch.

Im heiligen Lande da liegt Segen und Fluch auf Gerisim und Ebal, ist die Natur und Wirklichkeit mit überirdischen Kräften begabt, ist in natürlicher Unmittelbarkeit aus den realen Verhältnissen des Seins Fluch und Segen zu entnehmen. Aunderwärts aber und jetzt ist Segen und Fluch: Hören und nicht Hören, Lernen und nicht Lernen. Nur im Studium ist aller Segen beschlossen, aus dem Geist erwachsen die geheimnisvollen Kräfte, die uns erhalten und schützen, aus seiner Vernachlässigung die Zerstörung unserer nationalen Selbstbehauptung . . .

Die Abschiedsstunde kam. Man bittet den Rabbi um eine Brocho. Aber er läßt sich nicht auf das mystische Geleise abdrängen. Er bleibt der schlichte litauische Raw. „Wenn man Tschuwa tut, ist man von G'tt gebenscht; strebt nach Tschuwa, dann braucht ihr keine Segnung.“ Der Alte wollte aufstehen, als wir nochmals jeder zu ihm uns niederbeugten und seine weiße Hand an die Lippen führten.

Rückwärts schreitend, verlassen wir den Raum, in dem wir einen Strahl der Schechina erhascht hatten, jener g'ttlichen Herrlichkeit, die den Menschen adelt, vergeistigt, verschönt, die von keinem äußeren Glanz den Schein borgen muß, die in dem entlegensten Winkel die Seele in Erlösungsahnen und Erlösungswonne erglügen läßt. Und als wir hinaus-traten, da duftete der Kieferwald wunderbar rings um uns, da sank die Sonne golden hinter hohen Stämmen, alles mit einem Meer von sanftem Licht erfüllend. Keiner sprach ein Wort, als uns die schwerfälligen Wagen in die Stadt brachten, zur Jeschiva, der lebendigen, lebenerfüllten Stätte seines Leistens.

Nur noch eine Persönlichkeit von gleicher oder ähnlicher Mächtigkeit und Idealität stand uns noch vor Abschluß unserer Reise bevor: Reb Chajim Brodzenski, für uns Kinder der Welt und der Moderne vielleicht noch wichtiger und fruchtbarer in ihrer Eigenart. Wenn der Chofez Chajim ein Stück Jenseitigkeit, die Sabbatstille der Ewigkeit zu fühlen gab, trat uns hier ein lebensnäherer Typus entgegen. Wie Olam Habo zu den Tagen des Messias, so ungefähr verhalten sich diese beiden Großen in Israel zueinander: wie das stille weltentlegene Kadun zu der pulsierenden Großstadt Wilna, wie Raw Josses zu Rabba unter den Amoraim, wie Neilah des Versöhnungstages zum Musafgebet. Beide sind aus gleichem Holz geschnitzt, ohne Pose, ohne äußere Gaben der Beredsamkeit und der Gestalt. Bei beiden die

gleiche anspruchslose Haltung, die gleiche Selbstlosigkeit und Mäurlichkeit eines, der nichts sein will als nur ein Mensch, den nach außen nichts von jedem andren unterscheidet, der das ganze seelische Schwergewicht in die Sphäre der Geistigkeit, ins unsichtbare Menscheninnere verlegt.

Aber hier eine weltüberlegene Klugheit, ein geistreicher Denker voll Humor und Witz, schlagfertig und sicher in Rede und Antwort, jeder Gedanke gewürzt vom Salz des Talmud. Auch er spricht wenig und leise; aber jedes Wort trifft den Nagel auf den Kopf. Ein Gedankenleser, der allen bis in den Grund der Seele schaut. Seine Autorität ist unermesslich; alle litauischen Rabbinen betrachten ihn als den höchsten Richter in allen theoretischen und praktischen Fragen der Halacha und des jüdischen Lebens. Sein Umgang mit ihnen ist bezaubernd; ganz demokratisch, gänzlich formlos. Seine Ueberlegenheit ist unumstritten, ist die Grundlage ihres absoluten Vertrauens. Sie brauchen nur anzudeuten, so weiß er, was sie sinnen, was sie fragen, welchen Problemen es gilt. Sein zustimmendes Kopfnicken ist für sie die höchste Bestätigung der Richtigkeit ihrer Meinungen. So ist er ein ungekrönter geistiger König. Es ist geradezu grotesk, daß dieser Baon als politisch unbequem von engstirnigen Politikern von dem Oberrabbinatsamt der Stadt Wilna ausgeschlossen werden sollte. Alles aber scheiterte an der Tatsächlichkeit seiner Autorität; die Gegner selbst wurden sich der Tragikomik ihres Unterneh-

mens bewußt und mußten erkennen, daß im freien Reich der Geister die Würden nicht nach Laune und Willkür sich vergeben lassen, daß die Krone der Thora von keinem Stuhl und keinem Amt abhängt, sondern ihrem Träger kraft höherer Weihung und Bestallung



Bei Rabbi Chajim Difer Grodzenski

unverlierbar eignet. Dieser Widerspruch des Offiziellen und Inoffiziellen hat vielmehr den Glanz seines Adelsdiadems nur noch vieltausendmal heller erstrahlen lassen, er war und ist und bleibt in Herrlichkeit. So präsentierte er uns ein jüdisches Symbol; es geht ihm wie Israel insgesamt: wenn alle Welt uns auch verunglimpft, wenn alle Macht und äußere Größe

uns fehlt, die Auszeichnung unsres Volkes als Am Segulla ist mächtiger und größer als aller Haß und alle Verirrung, unsre Würde durchbricht leuchtend die Nebel des Vorurteils und der Befangenheit. So dieses Rabbi Stellung und Rang: „es gibt keine Ehre als nur Thora“, und diese Ehre ist sein, allen Gewalten zum Trotz.

Röstliche Stunden verlebten wir da draußen im Walde als seine Gäste inmitten einer Zufallsgemeinde von Erholungsuchenden, die den Empfang jubelnd als Zuschauer umstanden. Dort draußen, außer und über aller Welt, steht der Thron dieses Herrschers der Geister; jedem, der ihm näht, legitimiert und festgegründet, wie der Geist selbst, wie Frau Weisheit (in den Sprüchen 9, 1—3), die sich ihr Haus selbst gebaut und seine sieben Säulen sich selbst ausgehauen. Und an uns war die Einladung ergangen: „Kommt, eßt von meinem Brot, trinket den Wein, den ich gemischt.“ Dieses Brot und diesen Mischwein genießen zu dürfen, war der großartige Abschluß der Studienfahrt.

V

Über diesen Persönlichkeiten, als dem größten Erlebnis unserer Reise, könnten wir alle andern Dinge vergessen. Nur noch einmal nehmen wir den Faden wieder auf, um noch ein Wort der Liebe den Jeschiwas zu widmen und einzelne Details über sie nachzutragen. Denn die Reise hat uns die mannigfachen Typen von Lehrhäusern in ihrer Verschiedenheit und Besonderung vor Augen geführt als ein interessantes Spiegelbild des geistigen Lebens im Osten.

Für den Fremden ist der Begriff und Sinn der Jeschiwa ein eindeutiger, als hätten sie alle ein Gesicht, ein Ziel und eine Methode. Dem ist nicht so. Ihr Typus ist reich an Variationen. Die schweren Erschütterungen der jüngsten Dezennien in der russischen Judenheit haben bewirkt, daß sich im Norden von Kongresspolen und dem angrenzenden Litauen Jeschiwas auf engen Raum konzentriert haben, die früher auf das weite Zarenreich verstreut waren. In ihrer Mannigfaltigkeit präsentieren sie sich dem Beschauer jetzt leicht, sogar auf einem Stadtgebiet.

Prinzipiell die neuartigste war mir die „Lubawitscher“ Jeschiwa in Warschau. Trägt schon die Lubliner Jeschiwa chassidische Merkmale, so ist diese

die Repräsentantin der „Chabad“, also die Vertretung des talmudischen Chassidismus, wenn der Ausdruck erlaubt ist.

Als Volksbewegung hat der Chassidismus eingesetzt; als eine Durchseelung der Masse. Ihr Ziel war, die große Kluft, welche den schlichten Mann aus dem Volke von dem Gelehrten und dem in ungreifbarer Ferne schwebenden Ideal des Landes trennt, zu überbrücken: ihm die innere Würde und das jüdische Bewußtsein der Vollwertigkeit zurückzugeben, ihm in der Gemeinschaft des Zaddik das Gefühl der B'ttesnähe, durch die Kwonos des Gebets und der Mizwa die innere Erhebung zu geben, ihn durch die Freude des jüdischen Erlebens über alle materiellen Sorgen der Stunde, über alle Enge des dürftigen Milieus emporzuheben. Jeder von ihnen darf sich als dem Größten gleich empfinden, indem er die Tefillin von Rabbenu Tam legt; die schwer verständlichen Piutim werden gemieden; aber die Mizwaübung wird mit symbolischen, den Gesichtskreis weitenden Anspielungen erfüllt, Gesang und Tanz und vernehmliches Gebet steigern die innere Stimmung zum Selbstvergessen und zur ekstatischen Freude und mit größtem Nachdruck wird gefordert, daß die Unbeflecktheit des seguelen Lebens von frühester Jugend an jedem das Gefühl seiner Reinheit und seines sittlichen Abels gewährleiste. Jedoch die geistige Selbststeigerung durch das Lernen des Talmud trat für sie in den Hintergrund. Das war, wie bekannt, der Hauptmangel

des Chassidismus, um dessen willen er erbitterte Gegner fand.

Dieses Manto hat Rabbi Salman von Ladi am Ende des 18. Jahrhunderts (er starb 1812) am tiefsten empfunden, und sein Lebenswerk war, es abzustellen und zu überwinden. Das Dreigestirn von Chochma, Bina und Daath ließ er am chassidischen Himmel aufleuchten, um die reiche Gefühlswelt des Chassid, in der sich der Beringste mit dem intellektuell Begabtesten trifft, mit der reinen Geistigkeit des talmudischen Denkens zu vereinen, die mystisch irrationale Symbolik der Kabbala, die geheime Sinnwelt der Religion mit der klaren gesetzmäßig logischen Erforschung der Lehre zu vermählen. In seinem Sinne hatte in Lubawitsch eine Jeschiva gewirkt, deren Fortträger heute in Warschau eine Zuflucht gefunden.

Prinzipiell ist diese Jeschiva ein originales Gebilde. In einer Jeschiva wird man sonst kaum ein Wort der Kabbala hören und kein Zitat aus dem Sohar. Hier ist es eine gleichberechtigte Ergänzung der Halacha. Hier lernt der Schüler täglich die Welt aus dem religionsphilosophischen Aspekt der zehn Sphären, der Dreiteilung der Welt, der mystischen Durchdringung auffassen, hier kann er die Seele nach kabbalistischer Psychologie durchforschen. Besonders diese eigenartigen religionspsychologischen Gespräche und Vertiefungen, das Eindringen in die geheimnisvoll nuancierten Kräfte der Seele und des Geistes werden hier gepflegt und geben den Hörern eine suche-

rische, intuitive Note, einen Ausdruck des Ahnungsvollen, des Weltentrückten.

Der Lubawitscher Rebbe selbst war nicht zugegen, sein Sohn leitet die Anstalt. Sein Bild wurde uns gezeigt, ein bezaubernd schönes durchgeistigtes, suggestiv wirkendes Männergesicht. Vater und Sohn erscheinen beide in Haltung und Gebärde als Vertreter einer höheren Menschen- und Lebensschicht, Aristokraten des Zusammenhangs mit „höheren Sphären“ der geistigen Welt. Nicht etwa der Leiter, sondern ein reifer Hörer gab uns eine Probe der Gedankengänge, die hier gepflegt werden.

War die Bewegung der Chabad, die Arbeit des „Tanya“ darauf gerichtet, die chassidische Welt mit dem Fundament der Talmudgelehrsamkeit zu unterbauen, so hatte im Kreise der reinen Talmudforscher, der „Peruschim“ eine andre Bewegung die e r z i e h l i c h e Arbeit der Jeschiva zu vertiefen und zu verfeinern unternommen: die Mussarbewegung. Sie wollte die Menschen des Geistes und des Scharfsinns aus der Fechterschule halachischer Diskussion zugleich zu den ethisch feinfühligsten, sittlich edelsten Menschen machen. Der intellektuellen Bildung sollte eine Willenserziehung sich verbinden. Da aber außer der Lebensgemeinschaft und dem Gesamtmilieu, die natürlich den ethischen Willen bilden, vor allem nur geistige Mittel der Jeschiva zur Verfügung stehen, so bedeutete die Mussarbewegung die Betonung des Erbaulichen, des Ethisch-Pädagogischen im Talmud, das zwar

weniger problemgesättigt und die Atribie reizend sich gibt, aber dafür tief auf die gesamte Einstellung zu Welt und Leben wirkt. Der große Schöpfer der Mussarbewegung, Rabbi Israel Salanter, hatte sogar bestimmte ethische Schriften der jüdischen Philosophen zur Ergänzung des Lernens zugelassen, so Gabirols Tikkun Middaot Hanefesch, Luzzattos Mesilat Jeschorim und M. Lewins Chesbon Hanefesch.

Ein eigentlich Neues war damit nicht gegeben; es wurde nur betont und geflissentlich hervorgehoben, was sonst vielleicht nicht genügend beachtet worden wäre. Die Gefahr des reinen Intellektualismus war als solche klar visiert ins Blickfeld genommen und jedem das Bewußtsein eingescharft, daß mit Wissenspflege und analytischer Dialektik der Jünger der Thora es sich nicht genug sein lassen darf. Er bedarf einer großen zusammenhängenden Orientierung über das Leben, seine Aufgaben und Verpflichtungen, seinen jüdischen Adel und seine menschlichen Abgründe. Diese Orientierung aber nicht (wie in Lubawitsch) ein Blick in die Ueberwelt des Göttlichen oder in die Transzendenz des Seelischen, sondern eine solche, die den Menschen ihre ethische Aufgabe, ihr Soll vor die Augen führt, das Verhältnis zu den realen Dingen der Welt, zu Genuß und Leistung, zu Besitz und Hemmungen, die Grenzen und Gefahren seiner inneren Wesensanlagen. Erkenne Dich selbst, ist die erste Forderung, lege Rechnung und Rechenschaft über das, was du willst und sollst, erstrebst und vermagst. Da-

durch wird die ethische Sensibilität gewonnen, die Tugend ergriffen, die „Middaus“, die Maße und Eigenschaften der Seele angeeignet.

Ruhe, Geduld, Ordnung, Fleiß, Reinheit, Demut, Gerechtigkeit, Selbstgenügsamkeit, Eifer, Schweigsamkeit, Sanftmut, Wahrhaftigkeit! das sind die Lösungsworte, die die Mussarbewegung für ihre Jünger erstellte.

Bedeutete die Chabadgründung eine philosophische Erweiterung des Jeschiwaprogramms, eine Hineinbeziehung der irrationalen Elemente in das Gedankenleben des Zöglings, aber immer im Rahmen des theoretischen Studiums verbleibend, so ist die Mussararbeit eminent praktisch, seelische Kultur, die noch energischer das Zentrum aller Weltarbeit ins eigene Innere verlegt, im Charakter und seiner Gestaltung die Hauptdomäne menschlicher Leistung erblickt.

Diese Mussarbewegung ist auch unter Kämpfen und Angriffen erstarkt. Reb Simche Siffel aus Chelm war ihr großer Propagator, nachdem ein deutscher Jude, Emil L a c h m a n n, 1878 ihre erste Heimstätte, die große S l o b o d k a e r Jeschiwa, unter Reb Jizchok Blaser geschaffen hatte. Unser Weg führte uns auch durch N o w o g r o d e k, sogar in die Nähe von W o l o z i n, wo alsdann die berühmtesten Pflegestätten dieser Eigenart sich fanden.

Aber die Mussarjeschiwa, die wir in W a r s c h a u selbst in enger Umgebung besuchten, sie hatte noch

ein ganz Besonderes, was unsre Liebe und Hochachtung erwecken mußte.

Lehrer wie Hörer sind Märtyrer des Bolschewismus. Alle Religionsverfolgungen und aller Glaubenshaß konnte sie von der Bemoro nicht fortbringen. In die Gefängnisse wanderten sie, den Folianten unter ihren Kleidern versteckend. Durch Schnee und Eis flüchteten sie dann über die Grenze, unter steter Todesgefahr.

Der Staat Polen hat wieder die historische Auszeichnung, Schützer und Zuflucht der Verfolgten zu sein. In Warschau und Bialystok hauptsächlich sind die Trümmer russischer Gewaltpolitik wieder vereint. Es ist klar, daß diese Weihe des Todesernstes, des Opfermutes, diesem geretteten „Rest“ einen erhabenen Schwung verleiht. Lehrer, die selbst dem Letzten ins Auge geblickt, sind in ihrer Thorabegeisterung legitimiert. Schüler, die ihr junges Leben einem Wunder verdanken, bedürfen keiner äußeren Anregung zum hingebenden Lernen. Jedes Wort des Talmud ist ihnen eine Macht der Humanität und des Lebens gegenüber der Grausamkeit menschlicher Ideologien. Wir haben tränenden Auges Vortrag von Lehrer und Schüler mitangehört, durch deren Worte der Schrecken todesbanger Erlebnisse hindurchzitterte, deren Mussargedanken die höchste Bewährung und Bewahrheitung in ihren Trägern gefunden haben.

Die eigentümliche doppelte Zentriertheit dieser Mussarjeschiwas hat ihre Konsequenz in der dop-

pelten Führung der Anstalten. Neben den Rosch Jeschiwa als der eigentlichen talmudischen Autorität tritt der Maschgiach, der „Pädagoge“, der den Hörern der Mentor, der stete Anreger zu kritischer Selbstbetrachtung und Selbstprüfung, der Gewissensweder ist, der in „Sichaus“, in Unterhaltungen die ethische Gestaltung des Lebens aus talmudischen Betrachtungen und biographischen Mitteilungen aufzeigt, gewöhnlich an allerschlichteste Tatsachen des Alltags anknüpfend. Obwohl dadurch dieser Maschgiach in intimere persönlichere Beziehung zu den Zöglingen tritt und von ihrer Liebe und Verehrung getragen wird, dennoch bleibt dem an Gelehrsamkeit übertragenden Rosch Jeschiwa bei allem das erste und letzte Wort.

Die größte Jeschiwa, die wir auf unserer Reise kennen lernten, ist die von Mir, der die Gründung des Chofez Chajim in Radun an Größe am nächsten kommt. Und wenn es auch etwas Mißliches hat, Urteile zu fällen, weil es sich um innere geistige Werte handelt, so muß ich dennoch sagen: der Eindruck von Mir war der tiefste. Dieser Menschenschlag, dieser 400stimmige Chorus, diese Energie des Lernens, diese Geistigkeit des Umgangs, diese Andacht des Gebets, die uns aus dem in einfachen Linien gegliederten mächtigen Saale zu ebener Erde am Walddesfaum ins Herz drangen, dieser leibhaftige Mussar in den Persönlichkeiten des Mirer Raw und des Rosch Jeschiwa, es war zu groß und herrlich,

es war so schlicht und befreiend, so stark und begeisternd, ob wollend oder nicht, wir mußten Amen sagen!

Indem ich die Worte niederschreibe, fühle ich schon die Ungerechtigkeit, die in dem Urteil liegt. Denn ist etwa Radun anders? Ist Radun nicht die ebenbürtige Schwester Mirs? Aber schon „mit einem Auge hatte uns die Braut bezaubert, mit einer Perle ihres Schmuckes.“ Israel ist so reich, daß kein einzelnes Glied einen Preis vor dem andren verdient. „Ganz bist du schön, und ein Fehl ist nicht an dir.“

Die Jeschiwas sind die Augen Israels. In Mir wie in Radun trafen wir je 30 Hörer, die aus Amerika gekommen waren, um dort zu lernen, in Mir auch 15 junge Leute aus Deutschland. In fernster ferne erkennen die Brüder, was ihnen die Jeschiwas bedeuten. Ihr Licht geht in die Weite. Ihr stolzes Thorabewußtsein wird allen geistigen Führern in Israel den Rücken stärken. Denn unsre Kraft ist der Geist, der Geist der Thora!

VI

Ugudas Jisroel ist ein Zauberwort, es sagt nur: ein Bund Israels. Nicht mehr. Es verspricht keine Schöpfungen, keine Leistungen als nur und allein einen Bund und zwar den Bund von Jisroel. Es nimmt den Idealnamen unseres Volkes, nicht den nationalen „Juden“. Es erstrebt nicht vorzugsweise altes Land wie der Zionismus, es verspricht und verheißt keine jüdische Renaissance oder gar eine neue jüdische Kultur. Es rüttelt nicht an dem inneren moralischen Charakter unserer jüdischen Menschen, ihre passiven Tugenden in aktive zu verwandeln, aus dem Objekt der Völkergeschichte ein Subjekt im Sinne der Moderne zu machen. Es will weiter nichts sein als ein Bund Israels.

Es bejaht damit alles Wertvolle, im Sinne des Jisroelgedankens Erhaltungswürdige, was unser Volk besitzt. Es bejaht seine geistig-sittliche Kultur in all den Ausprägungen, die sie in verschiedenen Teilen der Erde genommen hat. Es bejaht jede ernste religiöse Streben und Gemeinschaftsform, in welcher die einheitliche Tradition unseres Volkes sich im Laufe der Geschichte verzweigt hat. Was gestern und ehegestern bei den ganz im Judentum Verwurzelten als heilig, als Ideal, als fromm und gut gegolten hat,

das soll es auch heute und morgen bleiben. Sowohl in Erez Jisroel, dem Lande jüdischer Sehnsucht und Liebe, dessen erste aschkenasische Pioniere die Schüler des Wilnaer Baon durch die Schaffung des alten Jischuws in Jerusalem, Safed und Tiberias gewesen, dessen erste Kolonien in Petach Tikwah und Rehovoth von der Zionliebe der frommen Chowwe Zion und Bilu gegründet wurden, wie auch im weiten Golum, wo sich die Thora immer neue Pflanz- und Heimstätten geschaffen hat. „Einstens,“ sagt der Midrasch, „werden alle Lehr- und Bethäuser des Golum nach dem heiligen Lande verpflanzt werden, wie Karmel und Tabor dort einverleibt worden sind.“ Jene sind kein bloßes Provisorium, kein „Nachtasyl“, sie haben und behalten Ewigkeitswert als Inkarnationen, Verkörperungen jüdischer Seele. Was das Golum geschaffen, „der Talmud Babli“ im weitesten Sinne, stellt sich ebenbürtig neben das Größte, das auf den heiligen Bergen seinen Ursprung hat. Wie die Kunst für dasselbe architektonische Problem v i e l e g l e i c h w e r t i g e, verschiedenen Stilen angehörige, verschiedene Materialien verwendende, aber allesamt klassische Lösungen kennt, so stellen Chassidismus und Misnagdismus, litauisches und ungarisches, sephardisches und aschkenasisches Judentum verschiedene gleichberechtigte klassische Ausprägungen der gleichen B'tteslehre, derselben jüdischen Tradition, desselben Israel dar. Alle bejaht daher Ugudas Jisroel. Sie fordert nur eins: ihren B u n d.

Sie macht dich nicht an dir selbst irre. Sie verlangt nicht, daß du den alten Juden ausziehst und einen neuen antust, im Gegenteil; sie will dir neues Vertrauen in den Vollgehalt und die Berechtigung deines alten Ideals, in deine alte jüdische Arbeit in Gemeinde und Gesellschaft, in die Art deines Lernens und Betens, deiner Sabbat- und Festtage geben. Sie will deine Verehrung zu deinen Lehrern und Rabbinen, zu den Ältesten deiner Generation vertiefen und verstärken. Keine Herausreißung des jüdischen Menschen aus den edelsten und heiligsten Bezirken, in denen er von Jugend auf das Höchste verehrt hat, nur die Eingliederung aller dieser getrennten Bezirke in einem umfassenden Organismus!

Dieses Wort „Agudas Jisroel“ war daher ein Zauberwort. Mit neuer Freude und neuem Mut ward sich jeder des Seinen bewußt, mit neuer Liebe umfaßte jeder das Erbgut, für das seine leiblichen Väter geblutet und ihn erzogen, mit neuer Liebe hob sich sein Auge zu den ehrwürdigen Führern und Weisern seines religiösen Lebensweges, deren Weisheit ihm die Seele seiner Seele eingehaucht hatte. Denn alles dies ist ja nicht nur ihm und seinem engen Kreis heilig und wert, alles dies gilt überall, wo die Lehre vom Sinai, wo die Geschichte des Judentums gekannt und beherzigt wird. Mit beiden Füßen auf altem sicherem Grunde stehend, konnte jeder die Hand ausstrecken zu den fernsten im Raum und Verschiedenartigsten im Minhag. Sie alle sind ja gleichwertig und

schaffen gemeinsam der G'ttheit lebendiges Kleid, das Reich des Messias.

Aber der Bund als solcher schafft neue Kräfte, schafft gesunde Entwicklungen. Er weitet nicht nur den Gesichtskreis, das Urteil, das Herz und die Liebe, er gibt auch Kraft zur Selbstbestimmung und Selbstentwicklung nach der inneren Beseklichkeit des eigenen Seins.

In diesem Sinne hat Agudas Jisroel grandios gewirkt. Der alte Streit zwischen Chassidim und Misnagdim, der einst in so häßlichen Formen ausgetragen ward, ist endgültig begraben: das alte Mißtrauen, mit dem jede Gruppe zur anderen hinüberblickte, verwandelte sich in Vertrauen und Verständnis. In Warschau z. B. sind drei Typen von Jeschiwas: die alte vom Woloschiner Typ, eine solche der Mussarbewegung und eine dritte der Chabader Chassidim. Die Leiter der einen führten uns in die andre und saßen andächtig wie Schüler bei den Vorträgen, die in den Schwesteranstalten gehalten wurden. Das freudige Bewußtsein des eigenen Besizes macht doppelt reif zur Würdigung fremd brüderlichen Strebens.

Dieser Bund hat auch Sicherheit und Selbstbehauptungswillen allen eingeflößt; jede Gruppe nimmt ihr Schicksal in eigne Hand und läßt sich nicht mehr gegen ihren Willen, unter Mißachtung demokratischen Selbstbestimmungsrechts von andren vergewaltigen. Ueberall hat das religiöse Judentum sein Haupt stolz

Sie macht dich nicht an dir selbst irre. Sie verlangt nicht, daß du den alten Juden ausziehst und einen neuen antust, im Gegenteil; sie will dir neues Vertrauen in den Vollgehalt und die Berechtigung deines alten Ideals, in deine alte jüdische Arbeit in Gemeinde und Gesellschaft, in die Art deines Lernens und Betens, deiner Sabbat- und Festtage geben. Sie will deine Verehrung zu deinen Lehrern und Rabbinen, zu den Ältesten deiner Generation vertiefen und verstärken. Keine Herausreißung des jüdischen Menschen aus den edelsten und heiligsten Bezirken, in denen er von Jugend auf das Höchste verehrt hat, nur die Eingliederung aller dieser getrennten Bezirke in einem umfassenden Organismus!

Dieses Wort „Agudas Jisroel“ war daher ein Zauberwort. Mit neuer Freude und neuem Mut ward sich jeder des Seinen bewußt, mit neuer Liebe umfaßte jeder das Erbgut, für das seine leiblichen Väter geblutet und ihn erzogen, mit neuer Liebe hob sich sein Auge zu den ehrwürdigen Führern und Weisern seines religiösen Lebensweges, deren Weisheit ihm die Seele seiner Seele eingehaucht hatte. Denn alles dies ist ja nicht nur ihm und seinem engen Kreis heilig und wert, alles dies gilt überall, wo die Lehre vom Sinai, wo die Geschichte des Judentums gekannt und beherzigt wird. Mit beiden Füßen auf altem sicherem Grunde stehend, konnte jeder die Hand ausstrecken zu den fernsten im Raum und Verschiedenartigsten im Minhag. Sie alle sind ja gleichwertig und

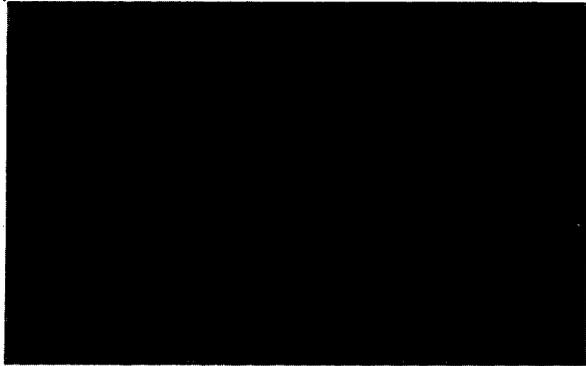
schaffen gemeinsam der G'ttheit lebendiges Kleid, das Reich des Messias.

Aber der Bund als solcher schafft neue Kräfte, schafft gesunde Entwicklungen. Er weitet nicht nur den Gesichtskreis, das Urteil, das Herz und die Liebe, er gibt auch Kraft zur Selbstbestimmung und Selbstentwicklung nach der inneren Beseklichkeit des eigenen Seins.

In diesem Sinne hat Agudas Jisroel grandios gewirkt. Der alte Streit zwischen Chassidim und Misnagdim, der einst in so häßlichen Formen ausgetragen ward, ist endgültig begraben: das alte Mißtrauen, mit dem jede Gruppe zur anderen hinüberblickte, verwandelte sich in Vertrauen und Verständnis. In Warschau z. B. sind drei Typen von Jeschiwas: die alte vom Woloschiner Typ, eine solche der Mussarbewegung und eine dritte der Chabader Chassidim. Die Leiter der einen führten uns in die andre und saßen andächtig wie Schüler bei den Vorträgen, die in den Schwesteranstalten gehalten wurden. Das freudige Bewußtsein des eigenen Besizes macht doppelt reif zur Würdigung fremd brüderlichen Strebens.

Dieser Bund hat auch Sicherheit und Selbstbehauptungswillen allen eingeflößt; jede Gruppe nimmt ihr Schicksal in eigne Hand und läßt sich nicht mehr gegen ihren Willen, unter Mißachtung demokratischen Selbstbestimmungsrechts von andren vergewaltigen. Ueberall hat das religiöse Judentum sein Haupt stolz

gerecht, seinen Nacken steif gemacht gegen unberufene Bevormundung, nicht mehr bloß in passiver Resistenz, in der stillen Leidensgeduld und inneren Verkapselung, sondern im Handeln, in Initiative und kraftvoller Selbstdurchsetzung. Sie nehmen ihr ökonomisches und politisches Schicksal, die Gestaltung des öffentlichen und gemeindlichen Lebens selbst in ihre Hand.



Turnübungen in der Sommerkolonie Rabka

Ein herzerfreuendes Beispiel hierfür erlebten wir mitten in der großartigen Naturpracht der hohen Tatra, in R a b k a. Dort besitzt die Agudas Jisroel von Warschau eigne Häuser, in denen sie Erholungsstätten für ihre Chederkinder geschaffen hat. Da haben wir ein jüdisches Kinderparadies gesehen, voll fröhlichen Jugendlebens und Treibens, von nicht en-

denwollendem Sang der Freude, die alle religiösen Motive kindertümlich zum Leben erweckt. Prachtvolle Szenen, wenn hunderte Kinder in Chassidimtracht ihre Freiübungen kunstgerecht vollzogen und die Zizis des Lehrers alle turnerischen Bewegungen mitmachten, wenn uns die Ausflügler jubelnd umringten



Aus der Ferienkolonie in Rabka

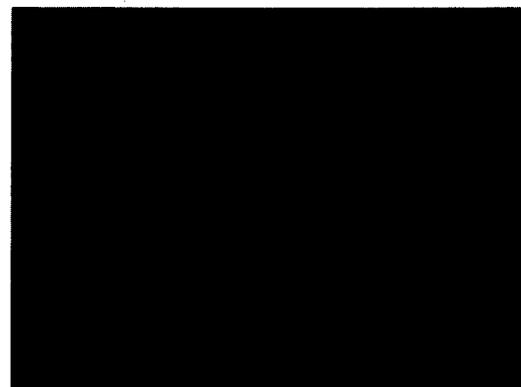
und Scholaum Melech boten! Dieser Geist der selbständigen, nur aus innerem jüdischem Leben sich formenden Neugestaltungen, die unter Leitung eines Warschauer Parlamentariers, des Senators D e u t s c h e r standen, markierte sich im lebhaftesten Gegensatz zu

einer anderen, diesen Häusern gegenüberliegenden jüdischen Kindererholungsstätte, wo kein Sabbat und kein Festtag gilt, wo der Materialismus des Europäertums das jüdische Kinderherz mechanisiert und um des Praktischen willen sich selbst entfremdet.

Das beste und erfreulichste Ergebnis aber dieses Zusammenarbeitens, dieser inneren Fruchtbarkeit des Bundes, das ist die Arbeit des *Keren Hathora* in der *Beth-Jakob*-Bewegung. Sie ist Wahrzeichen und Triumph der durch den Bund aktivierten jüdischen Kräfte. Das Wort *Beth Jakob* ist Programm geworden, Programm des Zusammenwirkens der Rabbinen und *Rebbeim* und *Baalbatim*, der Jugend und des Alters, der Männer und der Frauen, des Ostens und des Westens. Ohne Kampf, ohne prinzipiellen Zwang, ohne seelische Erschütterung, nichts Aufgepfropftes, sondern ein *Olbaumsprößling*, nur dem Befehl des eigenen Wachstums gehorchend. In Polen, Galizien und jetzt auch in der Tschechoslowakei hat sich ein Netz von *Beth-Jakob*-Schulen gebildet, an denen fast 20 000 Mädchen jüdisch unterrichtet werden. Es gibt der ganzen weiblichen Jugend Heimat, innere Verwurzelung, sittlich-religiöse und praktische Kräfte, hier ist ein Blühen und ein Wachsen, ein Leben und ein Quellen, nur daraus verständlich, weil es aus den ganzen Bedingungen von Milieu und Umwelt, von Geschichte und Tradition herausgewachsen ist. Und das ist erste Forderung aller Pädagogik, den Menschen in seine Welt zu stel-

len und nicht aus seiner Welt herauszureißen, den Menschen aus dem letzten Zentrum seines eigenen Seins heraus zur Selbstentfaltung zu bringen und nicht in die Peripherie äußerer Wirklichkeit abzudrängen.

Es war natürlich unmöglich, daß wir alle einzelnen Schulgründungen des *Beth Jakob* an allen Flecken und Städten in Augenschein nahmen. Aber an



Empfang in der *Beth Jakob*-Sommerkolonie

die beiden Quellpunkte dieses Lebensstromes wurden wir geführt, an das jüdische Lehrerinnenseminar nach *Krakau* und in das Sommerheim des Wiener Lehrerinnencurses in *Sobor* bei *Neutra*.

In *Krakau* ist die ältere Zentrale. Sie hat sich hier jetzt ein eigenes Heim geschaffen, ein vielstöckiges

Haus, in dessen Dachterrassen man über die weite Landschaft der Weichsel und des fernen Karpatenlandes blicken kann, ein symbolisches Zeichen, daß dieses Haus hinausweist in die ganze Weite der galizisch-polnischen Welt. Noch sind nicht alle Räume fertiggestellt, aber aus dem Vorhandenen ergibt sich der Ueberblick über das ganze Haus. Dieses Seminar, ebenso aber auch die Schwesteranstalt, sind Internate. Aus einer vollen Lebensgemeinschaft heraus muß sich die zukünftige Lehrerin für ihren Beruf erüchtigen. Sie soll ja späterhin Milieuschöpferin sein, nicht nur Vermittlerin von Kenntnissen. Darum muß ein kraftvolles, einheitliches, blutdurchströmtes Milieu in all seinen unsichtbaren und unnennbaren Anordnungen und Kräften auf sie einwirken und ihre Seele formen. Hier wird die Lehre gelebt und Leben gelehrt. Hier wird der gesamte Unterricht nur ein Bestandteil, ein Stück des Tagewerks, das den ganzen Menschen unter die Verantwortung einer künftigen Erzieherin stellt.

Die Lebensgemeinschaft, das Jneinanderwachsen der Schülerinnen und Lehrpersonen hat eine Voraussetzung: das völlige Aufgehen der Lehrenden in das Werk. Wo die Menschen ihre Halbheit nicht ausziehen können, da müssen sie die zutrauliche und vertrauliche Nähe der kritisch wachen Jugend von sich fernhalten. Nur wo völlige Selbstvergessenheit den Lehrenden über sich selbst emporhebt, da wird Ideal Natur, da wird die moralische Ueberlegenheit Selbst-

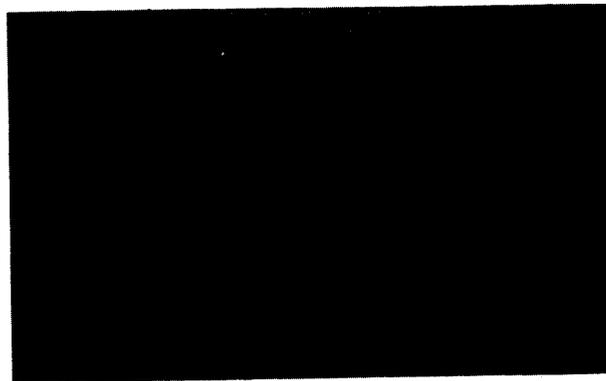
verständlichkeit. Der Keren Hatorah hatte das Glück, für seine beiden Seminarien solche Kräfte zu finden. Die reine Begeisterung, mit welcher Leo Deutschländer, der Direktor des Keren Hatorah, den grandiosen Plan, eine geeignete Mädchenerziehung zu schaffen, ergriffen hat, hat auch diejenigen erfasst, die sich der Durchführung zur Verfügung gestellt haben, vor allem die beiden Seminarleiterinnen frl. Dr. Judith Rosenbaum und frl. Eva Landsberg.

Der Unterricht umfaßt, abgesehen vom Pädagogischen, hauptsächlich jüdische Fächer, in Deutschland würde man von einem Religionslehrerinnenseminar sprechen, weil wir uns entwöhnt haben, die jüdische Lehre in ihrer die gesamte Erziehung umfassenden Bedeutung als wirkliches Mittel zur Bildung von Welt- und Lebensanschauung, der mannigfachsten Formalbildung, der Schärfung des Intellekts, des Sprachgefühls und als Anknüpfungspunkt für alle möglichen Realien geographischer und geschichtlicher, naturwissenschaftlicher und kulturgeschichtlicher Kenntnisse zu betrachten. Uns wurde in beiden Anstalten eine Prüfung vorgeführt. Ich bin ein alter Schulmann, gewöhnt, den Begriff einer Prüfung ernst zu nehmen; es waren noch mit unter den Reisegenossen genügend Sachverständige und pädagogische Fachleute. Wir waren so überrascht von der Fülle der von den Hörerinnen an den Tag gelegten Kenntnisse, von dem außerordentlichen Erfolg, daß wir zuerst mit größter Skepsis an eine Schauausstellung glauben moch-

ten. Wir griffen deshalb selbst in die Prüfung ein, mit absichtlich schweren und abliegenden Fragen und mußten jedesmal erkennen, daß unser Angriff siegreich abgeschlagen wurde, daß die Kenntnisse tief fundiert, aufs sorgfältigste bis in die elementarsten Grundlagen durchgearbeitet waren. Es ist eben ein Schülerinnenmaterial, das aus einer von Thorakultur gesättigten Atmosphäre kommt, aber es war auch ein herrliches Zeichen, daß man das Verantwortungsbewußtsein des heiligen Zukunftsberufes so energisch zu wecken gewußt hatte, daß eine Selbsttäuschung und Oberflächlichkeit den Schülerinnen selbst verhaßt gewesen wäre.

Dieser Anblick und diese Erfahrung mußten auf uns um so nachhaltiger wirken, als sie uns letztlich auch wieder das schöne Bewußtsein gaben von der hohen Bedeutung des deutschen Judentums für den Osten. Die Pädagogik als Kunst, die Erziehung als Wissenschaft, das ist ihre Ueberlegenheit. Wenn das polnische Judentum sich heute erzieherisch stark fühlt, so ist das, wie man wohl ohne Ueberheblichkeit behaupten darf, das Verdienst deutscher Männer und Frauen. Mein sel. Bruder Emanuel Carlebach war der erste, der die Kulturberechtigung des Cheder, die tragenden Kräfte seiner Entwicklung in den Kriegsjahren beim Beginn der politischen Emanzipation der polnischen Judenheit in den Gemeinden und Lehrern wiederverstehen lehrte. Leo Deutschländer war es, der das gesamte Mädchenschulerziehungswesen aus der Niedrigkeit em-

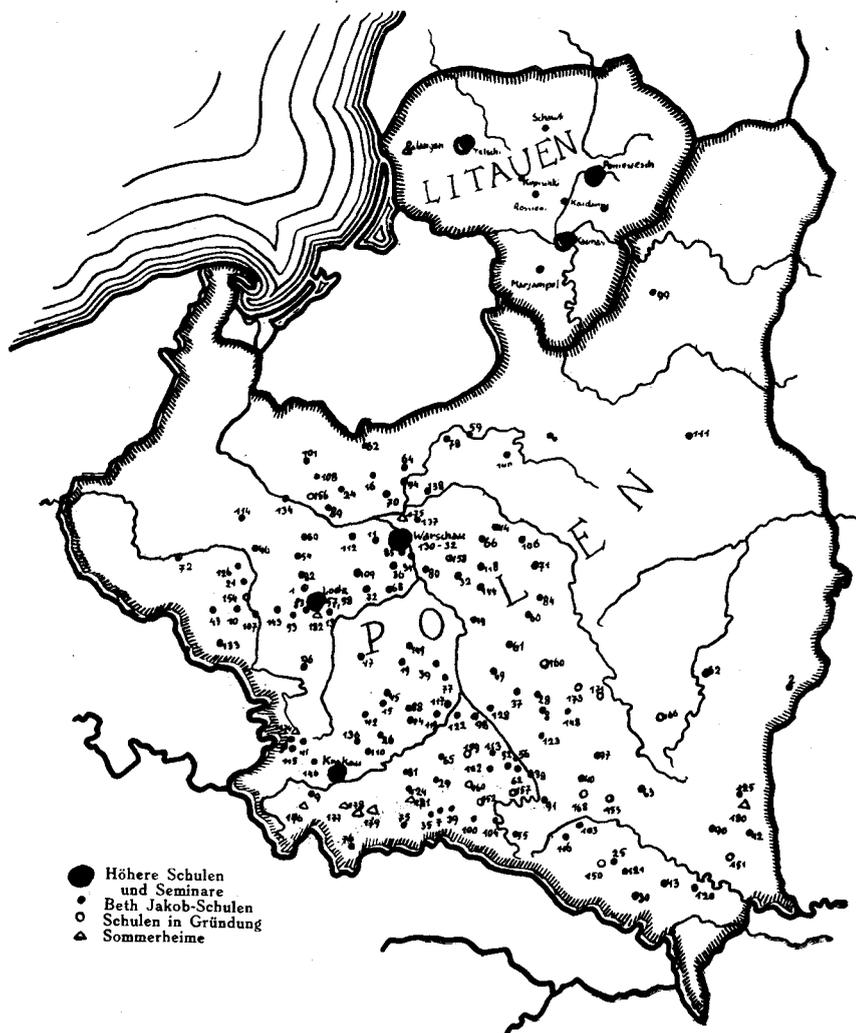
porgehoben und zu solch starker Entfaltung gebracht hat. Kein größerer Dienst aber kann im Bunde der Gesezstreuen der einzelnen Gruppe geleistet werden, als indem man die Kräfte beflügelt und anfeuert, die ihr die Jugenderziehung sichern. Wie es eine in Deutschland lebende Persönlichkeit war, durch



Beth Jakob-Sommerheim in Aue am Semmering

welche sich all die verschiedenen Landsmannschaften zum Bunde zusammenschließen konnten, so waren es jene hervorragenden Vertreter jüdischer Pädagogik aus Deutschland, die durch ihre Leistung bewiesen haben, wieviel wir einander zu geben haben, wie und in welcher Art einer dem andern helfend und fördernd in den grundlegenden Angelegenheiten des Judentums beistehen kann.

BETH JAKOB-SCHULEN IN POLEN UND LITAUEN



- | | | |
|--------------------|------------------|------------------|
| 1 Aleksandrow | 64 Lomza | 127 Taronbrzeg |
| 2 Annapol | 65 Lubartow | 128 Tarnograd |
| 3 Bendzin | 66 Lublin | 129 Tarnow |
| 4 Biala Podlaska | 67 Luck | 130 Tarnopol |
| 5 Biala Rawska | 68 Lwow | 131 Turek |
| 6 Bialystok | 69 Mekow | 132 Tlustie |
| 7 Biecz | 70 Mielec | 133 Ulanow |
| 8 Bilgoraj | 71 Minsk | 134 Warka |
| 9 Bieltiz | 72 Mlawa | 135 Warschau |
| 10 Blaszk | 73 Mogelnice | 136 Warschau |
| 11 Blonie | 74 Mosciska | 137 Warschau |
| 12 Bodzanow | 75 Nasielsk | 138 Wieruszow |
| 13 Brzeziny | 76 Miendzyrzec | 139 Wlodek |
| 14 Busk | 77 Nowe-Miasto | 140 Wlodzislaw |
| 15 Chencinaw | 78 Nowy-Dwor | 141 Wolbrom |
| 16 Ciechanow | 79 Nowykorczyn | 142 Wolomin |
| 17 Ciechanocinek | 80 Nowy-Sonez | 143 Wiszkow |
| 18 Czyzew | 81 Nowytag | 144 Wiszograd |
| 19 Demblin | 82 Opatow | 145 Wysokie |
| 20 Dlugoschodlo | 83 Ostrolenka | 146 Zaklikow |
| 21 Dobra | 84 Ostrowiec | 147 Zawichost |
| 22 Dobryz | 85 Otwock | 148 Zaluska-Wola |
| 23 Dombrowa | 86 Ozarow | 149 Zlichow |
| 24 Drobin | 87 Ozorkow | 150 Zychin |
| 25 Drohobycz | 88 Pabianice | 151 Chrzanow |
| 26 Dzialoszyce | 89 Parzew | 152 Suchedniow |
| 27 Falenica | 90 Piaseczno | 153 Szczbrzeszyn |
| 28 Frampol | 91 Pilica | 154 Sziedlowiec |
| 29 Dembica | 92 Piaski | 155 Boryslaw |
| 30 Dolina | 93 Pinczow | 156 Buczac |
| 31 Dombrowa | 94 Plock | 157 Brzezow |
| 32 Garwolin | 95 Plodhajce | 158 Chorzele |
| 33 Gombin | 96 Przemysl | 159 Warta |
| 34 Gora Kalwarja | 97 Przeworsk | 160 Grodek-Jag. |
| 35 Gorlice | 98 Prytyk | 161 Dobryzin |
| 36 Grojec | 99 Pultusk | 162 Dubiecko |
| 37 Janow b. Lublin | 100 Raciez | 163 Kolbiel |
| 38 Jaroslaw | 101 Radomsk | 164 Kolbuszowa |
| 39 Jaslo | 102 Rawa-Kuska | 165 Krasnystaw |
| 40 Jaworow | 103 Rozwadow | 166 Krynica |
| 41 Jaworzno | 104 Rudniki | 167 Laskarzew |
| 42 Jendrzezow | 105 Rymanow | 168 Modliborzyce |
| 43 Kalusz | 106 Rypin | 169 Nowemiaso |
| 44 Kaluszyn | 107 Rzeszow | 170 Przasnysz |
| 45 Kielce | 108 Sambor | 171 Radziechow |
| 46 Kolo | 109 Sanok | 172 Skarzyszow |
| 47 Konskie | 110 Serock | 173 Sadowawisnia |
| 48 Krakau | 111 Siedce | 174 Strzysow |
| 49 Krakau | 112 Sieradz | 175 Turobin |
| 50 Krakau | 113 Sirpc | 176 Tyszowce |
| 51 Krasnik | 114 Skierniewice | 177 Wlodowa |
| 52 Kutno | 115 Slonimiki | 178 Zamose |
| 53 Lagow | 116 Slonim | 179 Bendin |
| 54 Lancut | 117 Sochaczew | 180 Długa Sied a |
| 55 Lask | 118 Sokolow | 181 Jeksma |
| 56 Lenczyce | 119 Sompolno | 182 Jordanow |
| 57 Lesko | 120 Sosnowiec | 183 Rabka |
| 58 Lezajsk | 121 Stary-Sambor | 184 Skawa |
| 59 Lodz | 122 Staszow | 185 Tarnopol |
| 60 Lodz | 123 Stoczek | 186 Tarnow |
| 61 Lodz | 124 Stopnica | 187 Theodory |
| 62 Lodz | 125 Stanislawow | |
| 63 Lodz | 126 Stryj | |

BETH JAKOB-SCHULEN IN ÖSTERREICH, CZECHOSLOVAKEL, RUMANIEN, UNGARN

